STADTBIBLIOTHEK * AUGSBURG *

Bibliothek
des
Frohsinns,
oder
10,000
Anekdoten, Witz- und Wortspiele, Travestieen und Parodieen, Epigramme, Räthsel, humoristische Aufsätze und Curiosa aller Art,

in Prosa und Versen

redigirt von

Prof. Dr. J. M. Braun.

IIte Section.

Anekdoten von Gelehrten.

Drittes Bändchen.

Stuttgart 1839.
Franz Heinrich Köhler.

Anekdoten von Gelehrten

und

Curiositäten der Literatur.

Drittes Bändchen.

Stuttgart,
Franz Heinrich Köhler.

1839.

STADTBIBLIOTHEK * AUGSBURG *

Bericht
über die Bibliothek des Frohsinns.

Der Plan dieser Bibliothek ist eine in bestimmte Rubriken geordnete Sammlung humoristischer Stoffe aller Art zu liefern, die nach und nach das ganze Gebiet des Scherzes und Witzes umfassen soll. — Bisher sind folgende Abtheilungen daraus erschienen:

I. **Anekdoten von Regenten, Staatsmännern, Feldherrn und andern historischen Personen.** 4 Bändchen. Enthaltend Anekdoten von Napoleon, Friedrich II., Peter dem Großen, Wallenstein, Kaiser Maximilian, Katharine II., Prinz Louis von Preußen, Ludwig XIV., Kurfürst Ludwig von der Pfalz, Suwaroff, Joseph II., und Pius VI.—21 vermischte historische.

II. **Anekdoten von Gelehrten und Curiositäten der Literatur.** 4 Bändchen.

III. **Anekdoten scherzhaften Inhaltes.** 4 Bände. Enthaltend über 1300 Nummern in bester Auswahl, wie sie der Titel bezeichnet. — Diese Abtheilung bildet eine unerschöpfliche Quelle der angenehmsten Unterhaltung, und eignet sich besonders zum Erzählen in fröhlichen Cirkeln.

IV. **Deutsches Volksthum im Mittelalter.** 2 Bändchen. Enthalten die hervorstechendsten Sitten und Gebräuche dieses Zeitraums.

V. 1. **Epigramme und Satiren, Sinngedichte und poetische Scherze aller Art.** Diese Sammlung enthält 465 der witzigsten Epigramme unserer besten Dichter.

V. 2. Parodieen und Travestieen.

V. 3. Räthsel von J. G. Moser.

VI. A. **Komische Briefe und Zeitungsanzeigen.** 2 Bände.

VI. B. Humoristische Perlenschnur. Chrestomathie der gelungensten Stellen, aus den besten humoristischen Schriften. 2 Bändchen, mit einem neuem Titelkupfer.

VII. 1. 2. Curiositäten. Gallerie auffallender Erscheinungen aus dem Gebiete der Natur und Kunst. 2 Bändchen.

VIII. Die Volksharfe. Sammlung der schönsten Volkslieder aller Nationen. 6 Theile.

IX. 1. 2. Feen-Mährchen.
3. 4. Arabische Mährchen.

Jedes Bändchen ist einzeln für den Subscriptions-Preis von 24kr. rh. oder 6 gr. sächs. in allen Buchhandlungen zu haben.

F. H. Köhler.

1.

Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann

wurde am 24 Januar 1776 zu Königsberg in Preußen geboren. Sein Vater, welcher vor ungefähr sechs und dreißig Jahren in Insterburg, wo er bei dem Oberlandes-Gerichte als Criminal-Rath und Justiz-Commissarius angestellt war, gestorben ist, soll ein Mann von vielem Geiste, aber von unordentlichen Neigungen, gewesen seyn. Seine Mutter war die Tochter des Advokaten, Consistorial-Rath D. Ein älterer Bruder Hoffmanns, vielleicht noch am Leben, gleich ihm mit herrlichen Anlagen begabt, war früher einen übeln Weg gegangen, und in der Folge mit seinem jüngern Bruder nie wieder in nahe Berührung getreten.

Dieser blieb, nach der Entfernung seines Vaters von Königsberg, in der Pflege des Großmütterlichen Hauses, welches die würdige alte Großmutter, seine Mutter, eine unverheirathete Tante und ein Onkel bildeten. Diese beiden Letzteren hatten den meisten Einfluß auf seine Bildung und die ganze Richtung seines Lebens.

2.

Die Mutter vegetirte nur, in immer krankhaftem Zustande. Schon ihr Aeußeres war ein Bild der Schwäche und tiefen Herzenskummers, der sie ganz niederzubeugen schien. Hoffmann sprach nicht gern von ihr; war es aber nicht zu vermeiden, nur in Ausdrücken der Wehmuth und Verehrung. Das Leben der beiden Frauen war auf den

Kreis des Wohnzimmers beschränkt, welches sie nie verließen, so daß Hoffmanns vertrautester Freund und Jugendgespiele, Hippel, sie, obgleich er von allen im Hause wohl gelitten war, während der zehn Jahre, die er in demselben aus und ein ging, kaum drei oder viermal zu sehen bekam. Die Tante dagegen, geistreich, gesellig und heiter, war die einzige, die Hoffmann's Geist begriff. Sie pflegte und liebte ihn über alles, ja sie verzog ihn eigentlich. Aber er vergalt ihre Liebe auch durch die treuste Anhänglichkeit. Selbst in den Jahren, wo er schon zum Jünglinge gereift war, blieb sie noch die Vertraute aller seiner Schwächen. Sie ist es, der er in Kreislers Jugendgeschichte ein rührendes Denkmal gesetzt hat.

3.

Einen höchst grellen Contrast mit ihr bildete der Onkel, der, nach einer erfolglosen Laufbahn im praktischen Justizdienste, seine Entlassung mit dem Titel eines Justiz-Raths erhalten hatte, und, ohne alle Ahnung von Hoffmanns Geist, nur bestrebt war, ihn in die Lebens-Ordnung zu zwängen, in welcher er sich selbst wohl befand, nämlich in ein dieätetisch geordnetes Vegetiren, wo Schlafen, Essen und Trinken, Wiederschlafen und Wiederessen, mit etwas Musik und Lektüre zur Verdauung, nach Stunden und Minuten eingetheilt, regelmäßig mit einander wechselten.

4.

Etwa nur einmal wöchentlich, gewöhnlich am Mittwoch, pflegte der Onkel alte Bekannte zu besuchen, und dies waren die Stunden, wo sich Hoffmann ganz den Ausbrüchen seines Genies überließ. Dann wurde alles hervorgeholt und versucht, was die Gegenwart des Onkels nicht verstattete, tolle, wilde Musik, Verkleidungen, Leibesübungen, wovon in Gegenwart des Onkels, der Hoff-

manns unzertrennlicher Stuben- und Schlafgefährte war, und der nicht die mindeste Abweichung aus dem gewohnten Gleise litt, nie die Rede seyn durfte.

5.

Hoffmann war sehr jung, schon im sechsten oder siebenten Jahre, der reformirten Schule übergeben worden. Er machte in den untern Klassen nur die ganz gewöhnlichen Fortschritte mit den meisten seines Alters, und, ungeachtet der großen Lebhaftigkeit seines Geistes, ward diese von den Lehrern doch nicht eher bemerkt und gewürdiget, als bis er in die zweite Klasse rückte, etwa im dreizehnten oder vierzehnten Jahre. In dieser Zeit hatte sich auch seine Neigung zur Tonkunst, — der achtbare Componist und Organist, Podbielsky, war darin später sein Lehrer, — und zur Malerei, — worin ihn Sämann, ein anspruchloser, gemüthlicher Maler, unterrichtete, — dergestalt entwickelt, daß er die Schulwissenschaften darüber hintenan setzte, und durch seine Fortschritte in den Künsten Aufsehn erregte. Bald hörte man das Wunderkind, — die Kleinheit seiner Gestalt gab ihm das Ansehn eines acht bis zehnjährigen Knaben, — auf einem alten Flügel phantasiren oder eigne Kompositionen versuchen, bald ergötzte man sich an der Richtigkeit in seinen Zeichnungen, auf welche sein Lehrer, mit fast peinlichem Eifer, hielt. Dieser Gründlichkeit des Zeichnenmeisters, wie der Taktfestigkeit seines ersten Lehrers in der Musik, des Onkels Otto, oder Justiz-Rath, der sich jetzt nicht wenig durch den Neffen erfreut und geschmeichelt fühlte, hat Hoffmann übrigens den festen Boden zu verdanken, in welchem seine Lieblingsneigungen wurzelten.

6.

Seine Versuche in musikalischen Compositionen aus dieser Zeit, waren genial, kühn, aber oft bizarr; seine Zeichnungen richtig, und, was er in Farben ausführte,

dem gaben starke und dunkle Schatten eine unverkennbare Eigenthümlichkeit.

Schon früh regte sich in ihm der entschiedene Hang, jede auffallende Gestalt als Karikatur hinzustellen. Sein Talent im Auffassen und Treffen verleitete ihn oft weiter, als es seine Absicht gewesen seyn mochte. Seinem Lehrer entwuchs er bald. Um zu sehn und zu lernen, suchte er auf, was ihm das, in dieser Beziehung eben nicht reiche, Königsberg darbot. Emsig las er den Winkelmann, und ungemein wurde er durch die Abbildungen der Herculanensischen Schätze auf der Königl. Bibliothek angezogen, wovon er die meisten copirte.

7.

Als Theilnehmer bei dieser Lektüre, und als Censor und Kritiker seiner Kunst-Versuche, dem alle Compositionen vorgespielt, alle Zeichnungen vorgezeigt wurden, stand ihm ein Freund zur Seite, der nicht allein auf Hoffmanns Jugend den ausgezeichnetesten Einfluß gehabt hat, sondern der ihm auch, bis an sein Ende, der treueste geblieben ist, Theodor von Hippel, später Königl. Preußischer Staatsrath und Chef-Präsident der Regierung von Westpreußen.

8.

Die Freunde, beide vierzehn Jahre, — der Mentor nur um einen Monat älter, — mochten etwa vier Lektionen gehalten haben, wozu der ganze Nachmittag, bis zum vortrefflich bereiteten Thee, den die Taute in's Zimmer brachte, bestimmt war, als Hoffmann den Anfang machte, die trockenen Lehrstunden mit Büchern, die aus dem nahen Schranke des Onkels geholt wurden, — namentlich Rousseau's Confessions, — zu würzen. Cicero und Xenophon, besonders den ersten, fand Hoffmann nun so unschmackhaft, daß sie kaum mehr aufgeschlagen und einige Perioden daraus gelesen wurden, bald aber ganz vom Tische verschwanden. Statt ihrer füllten Musik, Versuche

im Zeichnen und Kritik derselben, Lektüre, Verkleidungen und Knabenspiele, die zum Unterricht bestimmte ganze Zeit.

9.

Immer phantastischer aber wurden diese Spiele, wenn die Witterung die Benutzung des Gartens erlaubte. Ritter=Gefechte, wozu Mars und Minerva, welche von sandfarb angestrichenem Holze die Mitte des Gartens zierten, ihre schwer abzunehmenden, und noch schwerer wieder zu befestigenden, Schilder hergeben mußten, damit der Onkel die bösen Narben, Spuren der Gefechte, nicht merke. nahmen ihre ganze Kraft in Anspruch. Am kühnsten fielen die Turniere aus, — es war die Zeit der Ritterromane, — die, in vollem Rennen zu Fuß, in der Bahn einer Stachelbeerhecke gehalten wurden. Sie hatten ein Ende, als Hoffmann einmal von der Lanze des Gegners, einer tüchtigen Bohnenstange, umgerannt, rücklings zu Boden stürzte. Auch beschlossen die Freunde in dieser Zeit das verwegene Unternehmen, sich in dem Garten des angrenzenden Fräuleinstifts einen unterirrdischen Gang zu graben, und, von diesem aus, unentdeckt die schönen Fräulein zu beobachten. Aber der Scharfblick des Onkels Otto, der, zur Verdauung, viel im Garten arbeitete und lustwandelte, machte dem schon in's Werk gerichteten Plane ein Ende. Hoffmann bildete ihm ein, das gegrabene Loch sey bestimmt, die Wurzeln einer amerikanischen Pflanze aufzunehmen, und der gutmüthige Alte bezahlte zwei Arbeiter, um die Grube auszufüllen, die den Freunden viel Schweiß gekostet hatte.

10.

Der Winter erzeugte wieder neue Spiele. Wieglebs natürliche Magie gab dazu reichen Stoff. Besonders ämsig waren die Freunde zur Zeit, als die aerostatischen Versuche häufiger zu werden anfingen. Die Tante hatte

einen taffetnen Luftball, von mehreren Fußen im Durchmesser, sehr sauber genäht; dieser sollte durchaus in die Lüfte gebracht werden, aber ein paar Tropfen Salzsäure, die, während der Füllung zufällig auf den Ball fielen, machten der Sache ein tragisches Ende.

11.

In dieser Zeit, Hoffmanns sechzehntes oder siebzehntes Jahr, fällt seine erste Liebe, deren Gegenstand ein schönes, blühendes, junges Mädchen war, das die nahe französisch reformirte Mädchenschule mit ihren Gespielinnen besuchte. Hoffmann mußte sich darauf beschränken, ihr von Ferne zu folgen, wenn sie die Schule verließ; ihr, ohne daß es auffallen durfte, zu begegnen, und sie freundlich zu grüßen, sich des Abends in die Nähe ihrer Wohnung zu schleichen, und dort im düstern Schatten des alten Rathhauses unter den im erleuchteten Zimmer sich bewegenden Gestalten, die ihrige zu suchen und zu erkennen. Nun malte er keinen weiblichen Kopf mehr, der nicht ihr Bild, und sang kein Lied, das nicht an sie gerichtet gewesen wäre. Der Freund war in der Regel sein treuer Begleiter. Soviel diesem bekannt, hat er mit dem an Geist und Körper kerngesunden Mädchen, die Hoffmanns Bemühungen theils nicht zu bemerken, theils ihrer zu spotten schien, nie ein Wort gewechselt.

„Da ich sie einmal nicht durch ein angenehmes Aeußere interessiren kann," sagte er oft mit Heftigkeit zu seinem Freunde, „so wollt' ich, daß ich ein Ausbund von Häßlichkeit wäre," — und er gefiel sich darin, dieß Bild auszumalen, — damit ich ihr auffiele, und sie mich wenigstens ansähe!"

Die ersten Zeiten in Hoffmanns Universitätsleben bieten nichts Bemerkenswerthes dar. Da er später Student wurde, als Hippel, hörte ihr vertrauliches Zusammenseyn in der Schule auf. Auch trafen sie sich späterhin in den Vorlesungen nicht wieder an, denn ihr Studien-Plan war eben so verschieden, wie die Geister der Oheime, die denselben für beide Freunde entworfen hatten.

Hoffmann betrachtete, in dieser Beziehung ganz dem Sinne seines Onkels gemäß, das Studium der Jurisprudenz nur als das Mittel, bald Brod zu erwerben, und bald aus dem großmütterlichen Hause zu kommen. Mit ganzer Seele gehörte er den Künsten an. Was mit diesen, oder mit der Brodwissenschaft, nicht in unmittelbarer Berührung stand, das kümmerte ihn nicht.

12.

In den Wintermonaten hatten die Freunde allwöchentlich, auch wohl eine Woche um die andere, Abendzusammenkünfte, in welchen sie sich gegenseitig, bei einer Flasche Wein, die gewöhnlich für den ganzen Abend hinreichte, von dem vergangenen Tage Rechenschaft ablegten, und mit einander ergötzten. Meistens ward z. B. die Abrede strenge gehalten, in gereimten Versen das Gespräch zu führen. Kein Dritter erhielt Zutritt. Es waren dies Stunden, deren sich Hoffmann, in der Reife seiner Jahre und seines Ruhmes, noch mit recht gemüthlicher Freude erinnerte.

13.

In diese Zeit fällt übrigens auch der Anfang seiner schriftstellerischen Uebungen. Es waren treffliche Sachen darunter. Er änderte manches genau nach dem Urtheil des Freundes, dem er, und sonst keinem, Alles mittheilte. Von einem, in drei Bänden, ganz vollendeten Roman, Cornaro, erwartete er nicht nur einen Schriftstellernamen, sondern auch ein bedeutendes Honorar. Er hatte das Manuscript einem Buchhändler übergeben, der ihn nicht ohne Hoffnung gelassen. Ein halbes Jahr später erhielt er es, beschmutzt, mit den Worten zurück, daß die Anonymität des Verfassers ein Hinderniß des Druckes sey. Sein Verdruß darüber war ohne Grenzen. Dennoch begann er bald wieder, an einem nenen Roman zu arbeiten.

14.

Königsberg war in jener Zeit reich an trefflichen Köpfen, Kant, Kraus, Hamann, Hippel, (der schon genannte Verfasser der Lebensläufe in aufsteigender Linie) Scheffner. Es könnte scheinen, als ob diese einen Einfluß auf Hoffmanns Bildung gehabt; doch war dem nicht also. Die Familien-Verhältnisse, in denen er lebte, mußten ihm jene gefeierten Männer entfremden. Er konnte nicht ihre Bekanntschaft, und keiner von ihnen hatte Veranlassung, die seinige zu suchen. Von Kant war er wahrscheinlich gar nicht, wenig nur von Kraus und von Hippel gekannt, dem letztern war er auf eine fast possierliche Art nahe gekommen. Hoffmann hatte nämlich mit vieler Mühe zwei Bilder gemalt, deren Gegenstand er aus der französischen Geschichte entlehnt. Er hielt sie für gelungen, und hoffte, einen Kenner zu finden, der sie ihn abkaufen sollte. Der Geheime Rath von Hippel galt dafür. Ihm beschloß er, sie zu zeigen, und hoffte damit noch zwei wichtige Zwecke zu erreichen, Hippel näher bekannt und durch ihn weiter empfohlen zu werden. Die Bilder wurden abgeschickt, und der Geber freundlich zu Hippel beschieden, wo er — einen verbindlichen Dank erhielt; denn Hippel sah das Opfer der beiden unbedeutenden Bilder für die Huldigung eines jungen Künstlers an, und würde es für eine Indiskretion gehalten haben, einen Preis dafür zu bestimmen. Hoffmann aber verdroß dieses Ende der heimlich eingeleiteten Sache, — er hatte die Bilder durch den Bedienten seines Groß-Onkels übersandt, — nicht wenig, das ihm übrigens manchen Spott des Freundes, der die Eigenheiten seines Oheims sehr wohl kannte, zuzog. Uebrigens sah dieser das Verhältniß Hoffmanns zu dem Neffen, so peinlich er sonst über des Letztern Umgang wachte, nicht ungern; Beweises genug, daß er Hoffmann erkannte und richtig zu würdigen verstand. — Hoffmann ward nach vollbrachten Studien und Examen verschiedenen Regierungsbezirken zugetheilt.

15.

Einen Vorfall in einem schlesischen Bade erzählt Hoffmann selbst mit folgenden Worten:

„Ein Reisegefährte forderte mich auf, ihn auf einer Reise nach einem Badeort zu begleiten, und, unerachtet ich wohl einsah, daß ich seinen Besänftiger, Aufheiterer, Maitre de plaisir, spielen sollte, war es mir doch gelegen, die anziehende Reise durch das Gebirge zu machen, ohne allen Aufwand an Kosten. — An dem Badeort fand damals ein sehr bedeutendes Spiel statt, da die Bank mehrere tausend Friedrichsdor betrug. Mein Reisegefährte betrachtete mit gierigem Schmunzeln das aufgehäufte Gold, ging auf und ab im Saal, umkreiste dann wieder näher und näher den Spieltisch, griff in die Tasche, hielt einen Friedrichsdor zwischen den Fingern, steckte ihn wieder ein, — genug, ihn gelüstete es nach dem Golde. Gar zu gern hätte er sich ein Sümmchen expontirt, von dem aufgeschütteten Reichthum und doch mißtraute er seinem Glücksstern. Endlich machte er dem drolligen Kampfe zwischen Wollen und Fürchten, der ihm Schweißtropfen auspreßte, dadurch ein Ende, daß er mich aufforderte, für ihn zu pointiren und mir zu dem Behuf fünf—sechs Stück Friedrichsdor in die Hand steckte. Erst dann, als er mich versichert, daß er meinem Glück durchaus nicht vertrauen, sondern das Gold, das er mir gegeben, für verloren achten wolle, verstand ich mich zum Pointiren. Was ich gar nicht gedacht, das geschah. Mir, dem ungeübten, unerfahrnen Spieler, war das Glück günstig, ich gewann in kurzer Zeit für meinen Freund etwa dreißig Stück Friedrichs'dor, die er sehr vergnügt einsteckte. Am andern Abend bat er mich wiederum für ihn zu pointiren. Bis zur heutigen Stunde weiß ich aber nicht, wie es mir herausfuhr, daß ich nun mein Glück für mich selbst versuchen wolle. Nicht in den Sinn war es mir gekommen, zu spielen, vielmehr stand ich eben im Begriff, aus dem Saal ins Freie zu laufen, als mein Freund mich anging mit seiner Bitte. Erst, als ich erklärt, heute für mich selbst zu pointiren, trat ich auch entschlossen an die Bank und holte aus der engen Tasche meines Gilets die beiden

einzigen Friedrichsdor hervor, die ich besaß. War mir das Glück gestern günstig, so schien es heute, als sey ein mächtiger Geist mit mir im Bunde, der dem Zufall gebiete. Ich mochte Karten nehmen, pointiren, biegen, wie ich wollte, kein Blatt schlug mir um, kurz — mir geschah ganz dasselbe, was ich von dem Baron Siegfried gleich im Anfange meines Spielerglücks erzähle. — Mir taumelten die Sinne; oft wenn mir neues Gold zuströmte, war es mir, als läg' ich im Traum, und würde nun gleich, indem ich das Gold einzustecken gewähnt, erwachen. — Mit dem Schlage zwei Uhr wurde, wie gewöhnlich, das Spiel geendet. — In dem Augenblick, als ich den Saal verlassen wollte, faßte mich ein alter Offizier bei der Schulter, und sprach, mich mit ernstem strengen Blick durchbohrend: junger Mann! verstanden Sie es, so hätten Sie die Bank gesprengt. Aber wenn Sie das verstehen werden, wird Sie auch wohl der Teufel holen wie alle übrigen. Damit verließ er mich, ohne abzuwarten, was ich wohl darauf erwiedern werde. Der Morgen war schon heraufgedämmert, als ich auf mein Zimmer kam, und aus allen Taschen das Gold ausschüttete auf den Tisch." —

16.

Ein Gefühl geistiger Superiorität, wie es durch seine Umgebung in Posen leicht erklärlich ist, verbunden mit einer, in vielfacher Beziehung aufregenden, Lebensart, konnte nur zum Uebermuth führen, und dieser wurde die Quelle eines Unternehmens, welches Hoffmann damals viel bitt're Stunden bereitete, und seine baldige Versetzung von Posen, an einen noch viel unwohnlicheren Ort, zur Folge hatte.

Verleitet nämlich durch sein großes Talent, Aehnlichkeiten karikaturmäßig aufzufassen, hatte er sich Monate lang damit beschäftigt, in Farben sauber ausgeführte Blätter zu entwerfen, welche die handgreiflichsten und beißendsten Anspielungen auf, in Posen allgemein bekannte, Verhältnisse enthielten, und deren überaus witzige Unterschriften so wenig, als das Treffende in der Zeichnung, einen Zweifel über die dargestellten Personen ließen. Kein Stand, keine Stellung zum Publikum, oder

zu ihm selbst, war hierbei von ihm verschont worden. Einer seiner Freunde, — sein nachmaliger Schwager, C. R. G. — hatte es übernommen, diese Karikaturen zu verbreiten, und bewirkte dies auf eine höchst geschickte Weise. Er erschien nämlich auf einem Maskenballe, als italienischer Bilderkrämer, und theilte, nach seiner Lokal-Kenntniß, aus einer großen Bildermappe, Jedem ein Blatt zu, auf welchem ein anderer vorgestellt war, von welchem es sich voraussetzen ließ, daß es ihn freuen würde, ihn lächerlich gemacht zu sehen. Darum, — im ersten Augenblicke, — allgemeiner Jubel im Saale, über den herrlichen Spaß. Aber nur zu bald fand sich jeder der Lacher in den Händen eines dritten wieder! Nun verwandelte sich die Freude in Unmuth, der sich zuerst gegen den Colporteur Luft machen wollte. Dieser war aber mittlerweile aus dem Saale spurlos verschwunden, um sich in einer andern Verkleidung wieder einzufinden, und an dem großen Lärm Theil zu nehmen. Man konnte nicht lange über den Zeichner der Karikaturen in Zweifel seyn. Nur ein Mensch in Posen wußte zu treffen, und dieser eine war Hoffmann. Ein Mann von hohem Stande, schwer gekränkt durch mehrere ihn betreffende Blätter, soll noch in der nämlichen Nacht eine Estaffette mit dem Bericht über den Vorfall nach Berlin gesandt haben; gewiß ist wenigstens, daß der Erfolg der unbesonnenen Handlung nicht ausblieb. Hoffmanns Patent, als Rath bei der Regierung zu Posen, dem Kollegio, bei welchem er als Assessor stand, lag eben zur Unterschrift vor; es war die Gelegenheit da, es mit dem eines nach Plozk als Rath bestimmten Assessors zu verwechseln, diese wurde bereitwillig ergriffen, und, „wie Kotzebue sein merkwürdigstes Jahr mit einer Befreiung, so habe ich meines mit einer Verbannung beschlossen," — schreibt Hoffmann in seinem ersten Briefe aus Plozk an Hippel.

Seine Versetzung dorthin erfolgte im Frühjahr 1802.

17.

Nach zweijährigem Aufenthalt in Plozk ward er nach Warschau versetzt. Dort wurde im Jahre 1805 als Advokat bei der Regierung, Kuhlmeyer, später Direktor des Land- und Stadt-Gerichts zu Brandenburg angestellt; ein Mann von guter, besonders musikalischer, Bildung. Diesem schloß sich Hoffmann enge an, und fand in seinem Umgange einen neuen Genuß, da seinen übrigen Freunden, wenn auch nicht der Geschmack an der Tonkunst, doch die Kenntniß derselben fehlte. Mehr aber noch, als durch diese Bekanntschaft, ward er durch ein Unternehmen wieder in die Musik hineingezogen, bei welchem er, in jeder Beziehung entscheidend einwirkte.

18.

Ein Enthusiast für Musik unter den Preußischen Beamten, kam nämlich auf den Gedanken, eine musikalische Vergnügungs-Gesellschaft zu stiften, die zugleich den Zweck haben sollte, Sänger und Sängerinnen zu bilden. Er wußte Hoffmann in sein Interesse zu zieh'n, der, als er den Eifer und den Erfolg sah, mit welchem die äußeren Mittel zur Begründung des Instituts herbeigeschafft wurden, auch seinerseits an die Ausführung des Plans kräftig Hand anlegte. Ehe man es sich versah, war in dem nämlichen Winter, wo die Idee entstanden, schon der schöne, von dem Unternehmer vorläufig gemiethete, Oginskische Pallast, zur Aufführung von Conzerten, eingerichtet, und die Sing-Akademie, mit zwei Musiklehrern, einem für die Solostimmen, dem andern für das Chor, begründet.

19.

Die ersten Conzerte fielen über Erwarten gut aus; Hoffmann schien in diesem Lokal keinen besonderen Antheil daran zu nehmen; als aber, um die Sache möglichst in's Große zu treiben, der durch Feuer beschädigte

Mniszekſche Pallaſt angekauft, und beſchloſſen worden war, ihn auf das Geſchmackvollſte auszubauen, ſah Hoffmann hiedurch ſeiner Thätigkeit ein Feld eröffnet, das er mit der ganzen, ihm inwohnenden, Lebhaftigkeit betrat. Er entwarf nicht nur die Pläne zur Folgeordnung der Zimmer in dem aufzuführenden Gebäude, ſo wie zu ihrer innern Einrichtung, ſondern beſorgte auch das Ausmalen derſelben, theils eigenhändig, theils durch Vorzeichnung der Muſter, die andere Maler ausführten.

20.

Mit den erſten lauen Tage des Frühlings 1806 war Hoffmann in ſeiner Wohnung nicht mehr anzutreffen. Fand man ihn nicht auf der Regierung, ſo ſaß er gewiß in der Maler-Jacke auf einem Gerüſte in dem neuen Lokale der muſikaliſchen Reſſource, mitten unter ſeinen Farbentöpfen, eine Flaſche Ungar oder italieniſchen Wein zur Seite, und ließ ſich von Freunden, an deren Beſuch es ihm hier nie fehlte, von unten hinauf unterhalten. In unglaublich kurzer Zeit hatte er ein Bibliothekzimmer mit einer Einfaſſung von Bronze, ein Kabinet im ägyptiſchem Stil, in welchem er, zwiſchen die wunderbarſten Darſtellungen ägyptiſcher Gottheiten, Karikatur-Geſtalten einzelner Theilnehmer der Geſellſchaft, durch Thierſchwänze, Flügel und dergleichen, maskirt, geſchickt einzuflechten verſtand, und noch viel Anderes fertig geliefert, Alles unbeſchadet ſeiner öffentlichen Wirkſamkeit. Nicht ſelten war es, daß Parteien, die einen Kontrakt zu ſchließen hatten, und aus ſeinem Hauſe zu dem Mniszekſchen Pallaſt gewieſen wurden, ſich in dem weitläufigen Lokale mühſam nach ihm durchfragten, und dann, ihren eignen Augen nicht trauen wollten, als er, auf Vorzeigung der Präſidial-Verfügung, die ihn mit Aufnahme des Geſchäfts beauftragte, ſchnell vom Malergerüſte herabkletterte, die Hände wuſch, ihnen voran trabte, und, mit gleicher Fertigkeit die Feder als den Pinſel führend, in wenigen Stunden ein gerichtliches Inſtrument, oft über die ver-

wickeltsten Verhältnisse, auf das Papier hinwarf, an welchem auch die schärfste Kritik nichts auszusetzen fand.

21.

Am 3. August 1806, dem Geburtstage des Königs von Preußen, wurde das neue Gebäude eingeweiht, und in dem prachtvollen Conzertsaal, der, durch zwei Etagen ging, das erste Conzert gegeben.

Hier sah das Publikum Hoffmann zuerst dirigiren, und bewunderte, wie ruhig und gemessen er sich, ungeachtet seiner quecksilberlichen Beweglichkeit, dabei zu benehmen verstand. Seine Tempo's waren feurig und rasch; aber ohne alle Uebertreibung, und in der Folgezeit urtheilte man von ihm, daß wohl nicht leicht ein Dirigent, in Mozartschen Compositionen, ihn übertroffen haben würde, wenn er sich mit einem guten Orchester hätte zeigen können. Mozart hatte er damals schon bis in die kleinsten Nüancen studirt, und wußte seine Schönheiten auf die angenehmste Art zu entwickeln, und in Worten anschaulich zu machen. Nächst Mozart waren Gluck und Cherubini, in Kirchensachen aber die alten Italiener, so wie Haydn, seine Meister, mit denen er sich unablässig beschäftigte, und über die er sich gern unterhielt. Auch von Beethoven ließ er damals eine Symphonie aufführen, von welcher er sehr erfüllt war.

22.

Jeden Sonntag waren Quartetts, und kleiner musikalischer Zirkel, in denen sich die besten Musiker der Stadt — und darunter fanden sich recht sehr ausgezeichnete — besonders einige talentvolle Damen, mit Claviersonaten hören ließen. Auch Möser aus Berlin kam in dieser Zeit nach Warschau, und nahm an den erwähnten Uebungen fleißig Theil. Unter seiner Leitung hörte man die besten Mozartschen und Haydn'schen Quartetts.

23.

So vergnüglich lebte Hoffmann mit seinen Freunden, ohne die entfernteste Notiz von den Gewitterwolken zu nehmen, die damals am politischen Horizonte heraufzogen, als die Nachricht von dem Ausgange der Schlacht von Jena nach Warschau kam. Es scheint schwer zu glauben, aber es ist doch wahr, daß die Begebenheit, auf den in Genüssen schwelgenden Verein der Warschauer Kunstfreunde, wenig oder gar keinen Eindruck machte. Die Conzerte und Quartetts gingen nach wie vor fort, und keiner aus Hoffmanns nächster Umgebung, Hitzig ausgenommen, las einmal eine Zeitung, oder dachte gar an die Möglichkeit, über hundert Meilen von dem Kriegesschauplatze entfernt, von den Weltbegebenheiten berührt zu werden. Alles ward vielmehr dem lustigen Völkchen zum Fest. Die Theater waren jetzt immer gedrängt voll, von Polen, die der Wiedergeburt ihres Vaterlandes freudig entgegen harrten, und von Deutschen, die an diesem allgemeinen Versammlungsorte Neuigkeiten zu erfahren hofften. Bald rückte auch der Vortrab der russischen Armee in Warschau ein. Tartaren, Kosacken, Baschkiren, regulaire Reiterei und reitende Artillerie der verschiedensten Art füllte alle Straßen, und von Praga, — einer durch eine über die Weichsel führende Schiffbrücke mit Warschau vereinigten Schwesterstadt, — herüber, scholl das dumpfe Gerücht, daß sich dort dieselben Jäger wieder hätten blicken lassen, die bei dem Sturme unter Suwarow das Kind im Mutterleibe nicht verschonten. Was gab es nun nicht erst zu sehen und zu hören für Hoffmann! Auch fehlte er nirgends. Besonders in den Schauspielhäusern, wo man oft vor dem Aufrollen des Vorhangs die Unterhaltung in mehr als zehn lebendigen Sprachen führen hörte, fühlte er sich in seinem Elemente. Mit Hülfe seiner kleinen, über allen Begriff beweglichen Figur, drang er bald in alle Winkel des ganzen Hauses, und brachte dann von diesen Excursionen eine reiche Ausbeute der glücklichsten Bemerkungen mit, die er seinen Freunden zum Besten gab. Seinem Falkenauge entging bei solchen

Gelegenheiten nichts, und niemand wußte das, wenn auch nur mit einem halben Blicke Gesehene, schärfer aufzufassen und anschaulicher darzustellen.

24.

Von nun an traf er jeden Morgen um 10 Uhr mit seinen Freunden in eine Restauration zusammen, um die Parade mit anzusehen, die Napoleon beinahe vier Wochen hintereinander täglich hielt, dann wurde zur Messe in die Bernhardinerkirche, der schönsten in Warschau, gegangen, wo Hoffmann als Tenorsänger willkommen war, und die Mönche nach beendigter Musik die Theilnehmer mit einem Frühstücke zu bewirthen pflegten; des Abends versammelte man sich in der musikalischen Ressource. In diesem Palast hatte der General-Intendant der Armee, Daru, die untern Gesellschaftszimmer für sich in Beschlag genommen. Viele von den ihn umgebenden Beamten fanden Geschmack an der Musik, und sobald nur der erste Lärm vorüber war, wurden die Conzerte und Quartetts wieder fortgesetzt, an denen auch Napoleons Kapellmeister, Pär, Theil nahm, zum großen Aerger Hoffmann's, der ihn, welcher als Mann eben so süßlich wie in seinen Compositionen, durchaus nicht leiden konnte.

25.

Bald sollte aber auch Hoffmann die Drangsale des Krieges empfinden. Er hatte, kurz vor dem Einzuge der Franzosen, ein sehr schön gelegenes Quartier in dem glänzendsten Theile von Warschau, der Krakauer Vorstadt, bezogen, von dessen geschmackvoller Einrichtung er sich viele Annehmlichkeiten versprach. Da aber der Eigenthümer des großen Hauses ein reicher Mann und viel Raum in dem Hause war, so wurde es auch auf ungewöhnliche Weise mit Einquartirung belegt, und Hoffmann hiedurch mittelbar dergestalt mit angezogen, daß seine Kasse bald gesprengt zu werden drohte, sah sich genöthigt

auszuziehen, und war glücklich genug, ein Unterkommen in einer Dachkammer der musikalischen Ressource zu finden, die gerade leer stand, und die der Direktor ihm willig einräumte. Hier lebte er mit seiner Frau, einer Nichte die er erzog, einem höchst liebenswürdigen Kinde, von damals etwa zwölf Jahren, und einem ihm in Warschau gebornen Töchterlein, zwar in einem höchst beschränkten Raum, aber, wie er nun war, wiederum ganz glücklich, denn, unter den Flügeln Daru's, dessen Wohnung als ein dem französischen Armeedienst geweihtes Asyl galt, drückte ihn keine der öffentlichen Lasten, unter denen Andere seufzten, die schöne Bibliothek des Musikvereins stand jeden Augenblick ihm zu Gebote, und sein Fortepiano hatte er sich im Quartett-Zimmer aufstellen lassen. Mehr bedurfte es nicht, um ihn Franzosen und Zukunft vergessen zu machen.

26.

Mittlerweile rückte die französische Armee in andere Stellungen, und in dieser Zeit wurden mehrere Geldtransporte, unter französischer Eskorte, von Warschau nach Posen gesandt; eine Gelegenheit, die mehrere preußische Beamten gern benutzten, um ihre Frauen und Kinder zu ihren Angehörigen zurückreisen zu lassen. Zu diesen gehörte auch Hoffmann. Er blieb nun, nachdem auch Hitzig mit den Seinigen sich im März 1807 in sein Vaterland begeben, auf einen kleinen Kreis von Freunden in Warschau beschränkt, von denen, außer den schon genannten, noch der damalige Justizrath Löst, jetzt in Münster, zu erwähnen ist, dem Hoffmann, wegen seiner heitern Laune und seiner geselligen Talente, besonders gewogen war.

27.

Mit diesen setzte Hoffmann ein gemüthliches Leben fort, bis ihn, vielleicht als Folge der mannigfaltigen Anregungen der vergangenen Monate, ein Nervenfieber befiel. Anfänglich schien die Krankheit nur wenig gefährlich; bald aber stellten sich bedenklichere Symptome ein, so daß seine Freunde es für nöthig hielten, seine Pflege persönlich zu übernehmen, und die Nächte bei ihm zu wachen. Hier war es nun schwer, ihn bei seiner durch die Krankheit noch gesteigerten Reizbarkeit und Empfindlichkeit, völlig zu befriedigen, und oft klagte er in seiner Fieberphantasie über die Leiden, die ihm seine Wärter verursachten, wobei er sie mit Instrumenten zu verwechseln pflegte. „Heute hat mir wieder die Flöte arg zugesetzt," rief er aus, und bezeichnete damit *, der sehr leise sprach, und dabei etwas Schmachtendes in seinem Tone hatte, oder: „den ganzen Nachmittag hat mich das unleidliche Fagott gequält; immer trat es zur unrechten Zeit ein, oder schleppte nach," womit er ** meinte, der in einem rauhen Baß sprach.

„Sie verstehen mich doch alle nicht," sagte er in der Nacht, wo sein Zustand am allergefährlichsten war, zu Kuhlmeyer, „es ist mir recht lieb, daß Sie hier sind; ich habe Ihnen schon immer die Schönheiten der Zauberflöte auseinandersetzen wollen; heute Nachmittag, als ich allein lag, habe ich die ganze Oper gehört."

Und nun entwickelte er mit einem Feuer der Beredsamkeit, das den Zuhörer vor Erstaunen nicht zu sich kommen ließ, in der Fieberhitze Stück vor Stück, das große Werk von Anfang bis zu Ende.

28.

Seine glückliche Natur siegte über die schwere Krankheit, und da nun nacheinander die letzten seiner Freunde, Kuhlmeyer und Löst, Warschau verließen, regte sich in ihm auch mächtig die Sehnsucht, an einem andern Orte

einen neuen Wirkungskreis zu suchen. Hitzig hatte, da ihm Berlin, wo er sich aufhielt, damals wenig geeignet schien, um eine Künstlerlaufbahn dort zu beginnen, wornach Hoffmann allein strebte, Wien in dieser Beziehung für ihn ausersehen, und ihm Empfehlungen an vielgeltende und Kunstverständige dortige Verwandten nach Warschau gesandt; mit Begeisterung nahm er diesen Plan auf; aber es fehlten die Geldmittel, ihn in's Werk zu setzen, und mit Anfang des Sommers 1807 machte sich Hoffmann von Warschau aus auf den Weg, zuerst nach Posen zu den Seinigen, und dann nach Berlin.

29.

Etwa im Juli 1807 traf Hoffmann in Berlin ein. Das Jahr, welches er jetzt daselbst zubrachte, mag leicht das unglücklichste seines Lebens genannt werden. Alles, was er selbst anfing, oder was wohlwollende Freunde für ihn unternahmen, mißlang. Er hatte Zeichnungen mitgebracht: es wollte sich Niemand damit befassen; er suchte Gelegenheit zur Portraitmalerei: es fand sich keiner, der ihm zu sitzen Lust hatte; man gab sich Mühe, eine Verbindung mit Iffland herbeizuführen, und Hoffmann erklärte sich bereit, sich von diesem Aufgaben stellen zu lassen, um seine Anlagen zur dramatisch-musikalischen Composition zu prüfen; es war nichts zu erreichen, obgleich Iffland's beste Freunde sich in der Sache thätig zeigten; für seine fertige Musik war kein Verleger aufzutreiben. Dazu kam, daß bald nach seiner Ankunft ihm in dem Gasthofe, wo er wohnte, während der Mittagsessenszeit, mittelst Durchsägung der Hinterwand des Secretairs, in welchem er seine kleinen Habseligkeiten hatte, der Rest seiner Baarschaft, 6 Friedrichsd'or, entwandt wurde. Er gerieth nun in die drückendste Geldverlegenheit; der Müßiggang peinigte ihn; von den Seinigen in Posen erhielt er die traurigsten Nachrichten; er schien fast zu erliegen, bis ihm der Gedanke kam, durch eine Bekanntmachung im Reichs-Anzeiger die Stelle eines

Musik=Directors bei irgend einem Theater nachzusuchen. Hitzig, der ihn kannte, wußte wohl, daß nur ein wirklicher Schritt zur Verfolgung irgend eines sichtbaren Zieles die Folge haben könnte, den Freund zu beruhigen, und besorgte das Nöthige, worauf denn auch endlich der gewünschte Erfolg eintrat, und auf das durch den Anzeiger verbreitete Inserat, Vorschläge von der damaligen unter den Auspicien des Grafen von Soden stehenden Verwaltung des Theaters zu Bamberg, eingingen, die Hoffmann aufforderten, vom 1. September 1808, bei dem erwähnten Theater als Musik=Direktor einzutreten. Beigefügt war eine freundliche Einladung des Grafen selbst, schon im Frühjahr 1808, auf sein Gut Sassanfarth, 3 Stunden von Bamberg, zu kommen, und die Zeit bis zum Antritt seines Amts dort zuzubringen.

30.

In Bamberg fand sich Hoffmann auf das Unangenehmste getäuscht; indem die Verhältnisse bei'm Theater ganz anders erschienen, als er es nach den Briefen des Grafen Soden erwartet hatte. Von diesem war nämlich nicht nur die Regie, sondern die ganze Entreprise des Theaters, einem gewissen Heinrich Cuno übertragen worden, und er selbst hatte sich nach Würzburg zurückgezogen. Der Entrepreneur, von welchem Hoffmann nicht die vortheilhafteste Schilderung entwirft, war aber bei der Organisation des Theaters so übereilt zu Werke gegangen, daß es sich zu Ende des Jahres 1808 schon seiner Auflösung näherte.

31.

Er gab nun Unterricht im Gesange, und schrieb 1809: „Recht erfreulich ist es mir gewesen, hier im südlichen Deutschland so viel Empfänglichkeit für das wahre Schöne zu finden. Ueberall, wo ich hinkomme, ist Tiek ein gefeierter Name, auch unser Freund Werner hat hier sein Publikum; im gräflich Rothenhauschen Hause, wo ich

fünf Comtessen im Gesange unterrichte, habe ich (mit welchen sonderbaren Empfindungen, können Sie sich denken) den Attila gesehen, und als ich meiner Verhältnisse mit Werner erwähnte, mußte ich erzählen, was ich nur wußte aus seinem frühern Leben, und von dem Gange, den seine Ausbildung genommen hat. Den andern Tag rollte ich sein Crayon-Bild auseinander, und sagte: so sieht er aus. Das Bild wurde gleich in Beschlag genommen, und eben jetzt copirt es Gräfin Gabriele, ein recht liebenswürdiges 16jähriges Mädchen."

32.

„Unter andern (lachen Sie mich tüchtig aus, liebster Freund!) habe ich auch für's hiesige Theater Verse gemacht. Es hatte mit ihnen folgende Bewandniß. Die Tochter des hier residirenden Herzogs von Baiern, Prinzessin von Neufchatel, deren Gemahl bekanntlich in Spanien ist, ist hier. Herr Cuno beschloß ihren Namenstag im Theater zu feiern, und übertrug mir die Ausarbeitung eines Prologs. Ich warf so ein recht gemein-sentimentales Ding zusammen, componirte eben solche empfindsame Musik dazu, — es wurde gegeben, — Lichter, Hörner, Echo's, Berge, Flüsse, Brücken, Bäume, eingeschnittene Namen, Blumen, Kränze, nicht gespart; es gefiel ungemein, und ich erhielt, mit sehr gnädigen Ausdrücken, von der Prinzessin Mutter, für die verschaffte Rührung 30 Karlin, die gerade hinreichten, mich hier so ziemlich auf reinen Fuß zu setzen. — Bei einer gewissen Stelle im Prolog: „Ich ging — ich flog — ich stürzt' in ihre Arme!" (ein ungemein schöner Climax) umarmten sich in der herzoglichen Loge weinend Mutter und Tochter; nun hatte der Prolog auch dem Publikum gefallen, und wurde für den andern Tag begehrt. Die herzoglichen Personen erschienen in der Loge, und umarmten sich richtig weinend wieder bei jener Stelle, worüber das Publikum, viel in die Hände klatschend, seine Zufriedenheit äußerte. Mir schien es, als ob dadurch sich das ganze Theater und Publikum auf eine

höchst vortreffliche Weise zu einer Action verband, und so das fatale Verhältniß zwischen Darstellen und Zusehen ganz aufgehoben wurde; mir lachte das Herz im Leibe u. s. w."

33.

Hoffmann hatte in dieser Zeit an Rochlitz in Leipzig, den damaligen Herausgeber der trefflichen musikalischen Zeitung, einen Brief in seiner launigen Manier geschrieben, um eine Verbindung mit ihm und seinem Institute anzuknüpfen, und sich dadurch einen Weg in das Publikum zu bahnen. Er erzählte darin seine Geschichte, dann seine letzten Fata, und, auf eine sehr lustige Weise, seine gegenwärtige Lage; wie er eben gar nichts sey, gar nichts habe, aber alles wolle, er wisse nur nicht was. Das hoffe er denn nun von seinem neuen Correspondenten zu erfahren; aber es müsse, wenn irgend möglich, sogleich geschehen, denn Hunger thue ihm weh', wenn auch nicht seiner, doch der seiner Frau, und nur Eines, das er etwa befahren, würde ihm noch weher thun; — Geld zu empfangen ohne Arbeit. Arbeiten wolle er; müsse es seyn, selbst schreiben; — entweder in dem Fache, welches das Volk „dummes Zeug" nenne, oder auch in musikalischen Angelegenheiten, die am Ende denn auch wenigstens daran gränzten. Zum Beweise, daß er im letztern etwas vermöge, legte er ein Requiem bei, welches er, nachdem er Mozarts Requiem auf das Genaueste sich zu eigen gemacht, bloß zu seiner weitern Bildung, Uebung und Befestigung, in früherer Zeit componirt hatte.

34.

Es wurde ihm sogleich geantwortet. Man drang in ihn, zu schreiben, wie er seinen Brief geschrieben habe; man bot ihn zur Bekanntmachung die musikalische Zeitung, und, von dem Verleger, was möglich, an; man that ihm, um sein Verlangen genauer zu erfüllen, und

auch, um ihn selbst von verschiedenen Seiten kennen und beurtheilen zu lernen, folgende bestimmtere Vorschläge: eine Erzählung oder Charakterschilderung von einem Musiker auszuarbeiten, der in spätern Jahren, ungefähr bis auf den Grad, wohin es der tiefsinnige Friedemann Bach gebracht, verrückt, dabei aber in seiner Kunst, wie eben jener auch, zwar verworren und launenhaft; aber groß und kühn, und nun durch die fixe Idee in seiner Einbildung, er sey Mozart oder Händel, oder solch' ein Heros, theils glücklich, und näher individualisirt wäre, theils gewissermaßen komisch, und überhaupt den Lesern interessant würde. Zugleich sandte man ihm die, eben in den Händen der Notenstecher befindliche, große, herrliche Symphonie von Beethoven, aus C moll, in Partitur, mit dem Gesuch, darüber zu schreiben; möchte es nun eine eigentliche Rezension werden, — deren es aber bei solch' einem Meister kaum bedürfe, oder eine Betrachtung darüber, eine Phantasie über die Phantasie, ein Kunstwerk über das Kunstwerk u. s. w. In zehn Tagen schon ging beides ein; — Johannes Kreisler u. s. w., und der Aufsatz über Beethovens Instrumental-Mukfi.

35.

So war denn nun Hoffmann mit einemmale auf der Bahn, auf welcher er bald ganz Deutschland bekannt und werth werden sollte, und freudig schreibt er selbst in sein Tagebuch: „Meine literarische Laufbahn scheint beginnen zu wollen.“ Von nun an lebt und webt er auch ganz in der Ausübung aller Kunst. Er singt in den herzoglichen Konzerten, und in der Kirche in Haydnschen Messen, componirt bald ein Miserere für den Großherzog von Würzburg, bald für das Theater auf Bestellung des Entrepreneurs, die Kotzebuesche Oper: das Gespenst, bald die Gesänge zur Genoveva des Maler Müllers; ein Melodram des Grafen Soden: Dirna; ein Trio aus E dur, und Canzonetten für Nägeli u. s. w.; er macht fleißig Recensionen für die musikalische Zeitung, von Witt's

Symphonien, Fioravanti's Virtuosi ambulanti, Romberg's Pater noster, Pustkuchen's Chorälen u. s. w.; schreibt die Theaterartikel aus Bamberg für die Zeitung für die elegante Welt, zeichnet Gruppen des dortigen Bürgermilitärs, und malt große Familienbilder, in Häusern, in welchen ihn der Musikunterricht bekannt gemacht hatte. Diesen ertheilte er mit großem Beifall, — im Gesange und auf dem Fortepiano, — man ergötzte sich dabei an seiner pikanten Individualität; wie z. B. Frau von Redtwitz, eine sehr geistreiche Dame, später Oberhofmeisterin der Kronprinzessin von Baiern, einst äußerte: er verdiene, daß man ihm, neben dem Honorare für seine Lectionen, eben so viel für seine Unterhaltung zahle. Doch fehlte es auch nicht an Steinen des Anstoßes für ihn auf dieser Bahn. Die Beschäftigung mit talentlosen Schülerinnen war ihm ein Gräuel, und er pflegte von einem Hause zu erzählen, daß, wenn er zur gesetzten Stunde vor dessen Pforte trete, und schon im Begriff sey, die Glocke zu fassen, es ihn krampfhaft packe und gewaltsam zurückziehe, indem ihm alle Qualen deutlich vor die Seele treten, die der Unterricht der stumpfen und geistlosen Kinder in dieser Familie ihm verursache.

So verstrich ihm das Jahr 1809.

36.

Für die Geschichte seines Herzens ist aber der März des Jahres 1811 von besonderer Wichtigkeit. Am 3ten lernte er in Bamberg Maria von Weber kennen, der bis an sein Ende sein Freund geblieben ist, später seine Undine in der allgemeinen musikalischen Zeitung liebevoll gewürdigt und mit Hoffmann wohl zuletzt zusammen getroffen ist, als er im Jahre 1821 seinen Freischütz den entzückten Berlinern brachte; — am 30. März aber besuchte er Jean Paul in Bayreuth, der ihn freundlich empfing, und in dessen Gattin er eine alte Bekannte, die der Familie seines Oheims in Berlin sehr nahe gestanden, wiederfand.

Das nächstfolgende Jahr 1812 kündigt sich in Hoffmann's Tagebüchern als ein sehr buntes an.

Bald zu Anfange desselben wurde er zu einem Festmahle bei den Kapuzinern geladen, wo ihn die Erscheinung des Priors, eines interessanten Mannes, der lange in Rom gelebt, anregte, und er sich durch die religiöse Umgebung, so sagt er wörtlich: — „in eine gemüthlich exaltirte Stimmung versetzt sah. Er hat, wie er seinem Freund Hitzig später oft erzählte, die hier erhaltenen Eindrücke, in den Elixieren des Teufels, und im Kater Murr, bei den Schilderungen aus der Klosterwelt, zum Grunde gelegt.

Nachdem er ferner in diesem Winter viel — getanzt, was weder früher noch später sonderlich der Fall war, machte er im März über Erlangen eine Reise nach Nürnberg, deren Spuren im Meister Martin und seinen Gesellen u. a. a. O. leicht wieder zu finden sind.

37.

Auch die Jagd fing an, ihn zu beschäftigen. Er blieb hier, wie überall, kein Stümper, und triumphirend verzeichnet er am 25. Oktober in seinem Diarium: „ein Reh geschossen und mich gefreut."

Im Juni zog er für einige Zeit auf die herrliche Altenburg, und das Eremitenleben in dieser reizenden Umgebung wäre ihm noch behaglicher gewesen, wenn ihn nicht das übelste Wetter hinauf verfolgt hätte.

38.

Im Juli nahm es mit seinem Schicksal von Neuem eine traurige Wendung. Holbein entsagte dem Theater, und dadurch verlor auch Hoffmann sein festes Einkommen. Eine Erbregulirung in Königsberg zog sich in die Länge, und es blieb die erwartete Hilfe von dort aus; die frühere Geldnoth trat bald wieder ein, und stieg, Schritt vor Schritt, bis auf einen so hohen Grad, daß sich

unterm 26. November das betrübte Notat findet: „den alten Rock verkauft, um nur essen zu können.“ In all' diesem Druck erscheint die Thätigkeit Hoffmann's um so bewunderswürdiger. Außer der nicht erhaltenen Composition einer Oper, mehrere Arien, Duettinen eines großen Harfenquintetts u. s. w., lieferte er bedentende Recensionen für die allgemeine musikalische Zeitung, z. B. von Beethoven's Trio's und Messe, der Chasse von Mehul u. s. w., schrieb im Juni: Johannes Kreisler's Gedanken über den hohen Werth der Musik, und im September den Don Juan, übernahm für den Verlag von Breitkopf und Härtel die schwierige Uebersetzung einer damals neuen französischen Violinschule, die nach seinem Urtheil neben vielem Guten viel Widersinniges enthält, und malte, vor allen Dingen, eine Unzahl der heterogensten Gegenstände, z. B. einen ägyptischen Tempel, 17 Fuß hoch, zur Verzierung des Casino's bei einer feierlichen Gelegenheit, und mehrere Familienbilder, die Kinder seiner Freunde vorstellend; die Decorationen zur Entdeckung von Amerika — wahrscheinlich Klingemann's Columbus, — einen Genius der Kunst für den Vorhang des Theaters zu Würzburg; einen Saal im Hause des Director Marcus u. dergl. mehr.

39.

Der erste Januar 1813 beginnt mit dem Ausruf: „unter den schlechtesten Auspicien, im höchsten Druck der Umstände, ist das neue Jahr angegangen; — wie wird das werden!“

Bald aber wird die Luft heiterer. Hoffmann möge mit eigenen Worten berichten.

„9. Januar. Seit lange der erste frohe Tag; nämlich 36 Rthl. Honorar aus Leipzig erhalten.“

„10. Februar. Neue Anregung durch den Titus, dessen Aufführung ich beigewohnt. Chöre. Selbstgefühl: anch' io son pittore!“

„17. Februar. Mit Glück am Berganza gearbeitet.“

„25. Februar. Endlich ganz unerwartet aus König-

berg 485 Rthl. sächsisch bekommen. Aller Kummer ein Ende. Abends auf dem Maskenball als Masetto in dem Zuge des Don Juan.“

„27. Februar. Ganz unerwartet Brief von Leipzig erhalten, worin mir Joseph Seconda die Musik-Director-Stelle in Dresden anbietet.“

„13. März. Brief aus Leipzig von Rochlitz, der meinen Entschluß, Musik-Director bei Seconda zu werden, bestimmt.“

„11. März. Den Brief erhalten, der meine Anstellung bei Seconda richtig macht. Große Freude!“

Nur bis zum 21. April blieb er noch in seinen alten Verhältnissen; an diesem Tage verließ er Bamberg.

40.

Die Reise Hoffmann's von Bamberg nach Dresden war nicht ohne Abentheuer. In Reichenbach, in Wiese, und an noch einigen andern Orten, mußte er und die Frau mit Kosacken und Kalmücken auf einer Streu übernachten. Am 35. April 1813 kam er in Dresden an. Er fand Seconda nicht; sein Geld war ihm auf der Reise ausgegangen, die trübste Stimmung bemächtigte sich seiner: da ging er am nächfolgenden Morgen in die katholische Kirche, und ein herrliches Requiem von Hasse gab ihm neuen Muth; am Nachmittage aber führte ihn sein Glücksstern in das Link'sche Bad, wo er mit dem Geheimen Staatsrath von Stägemann aus Berlin, ganz unerwartet seinen Hippel, nun als Staatsrath, beide in Begleitung des Staatskanzlers von Hardenberg, fand. Sein Entzücken ist leicht zu ermessen. Im Umgange so trefflicher Freunde, zu denen sich auch Bartholdy gesellte, verflossen ihm ein Paar der glücklichsten Tage. Am 1. Mai erhielt er einen Brief von Seconda, der ihn nach Leipzig beschied; er zögerte, auf Hippels Rath, wegen der Kriegsunruhen und der Unsicherheit der Straßen, mit seiner Abreise, und schon am 7. Mai sah er sich auf die unangenehme Weise von dem kaum wiedergefundenen Freunde seiner Jugend von neuem getrennt.

41.

Am 20. früh reiste er von Dresden mit der Leipziger Postkutsche in der gemüthlichsten Stimmung ab, ohne Ahndung von dem entsetzlichen Schauspiel, dessen Zeuge er bald werden sollte. Auf dem Wagen befand sich nämlich, nebst mehreren französischen Offizieren, ein neuvermähltes Ehepaar, Appellations-Rath Graf F., mit seiner jungen Gemahlin, die nach ihrem bei Meißen gelegenen Gute reisten. Sie hatten die Post gewählt, weil sie für ihre eigenen Pferde bei den streifenden Truppen Gefahr fürchteten, und scherzten noch mit einander über die in ihrem Stande so ungewöhnliche Art, eine Reise von einigen Meilen zu machen. Die Gesellschaft unterhielt sich eben auf das Heiterste, als die Postkutsche, kurz vor Meißen, von einem Hinderniß gehemmt, umschlug; die Passagiere, mehr oder minder schwer verwundet, krochen mühsam unter den Poststücken, die über sie hingestürzt waren, hervor; nur die junge Gräfin fehlte, und es währte nicht lange, so entdeckte man ihren zerschmetterten Leichnam, nachdem man eine große Kiste davon hinweggewälzt hatte. Diese furchtbare Begebenheit würde ohne Zweifel einen noch tiefern Eindruck auf Hoffmann's reizbares Gemüth gemacht haben, als es der Fall war, hätte ihn nicht eine ihm noch näher liegende Sorge zurückgedrängt; seine Frau hatte nämlich eine tiefe Kopfwunde erhalten, und schien im ersten Augenblicke tödtlich verwundet. Man holte eine Portechaise aus dem ganz nahe gelegenen Meißen, wo sie eine, ihnen völlig fremde Familie, die des Senators Goldberg, freundlich aufnahm, und mit Wein erquickte; — Hoffmann selbst war, wenn gleich nicht verwundet, doch am ganzen Körper zerschlagen; — er führte sodann seine Frau in einem Tragsessel in den Gasthof zur Sonne, und hier wurde der erste chirurgische Verband angelegt. „Was werd' ich noch alles erleben!“ schreibt er am Abend dieses Tages in sein Journal: „Gott sey nur Dank, daß meine Frau lebt und außer Gefahr ist, wie mir die Chirurgen versichern.“

Nach einem Aufenthalt von einigen Tagen in Meißen wurde die Reise nach Leipzig fortgesetzt.

42.

Hoffmann traf, mit der noch immer sehr leidenden Frau, am 23. Mai Nachmittags um 3 Uhr dort ein, und am 24. früh hält er schon am Flügel die erste, am 25. aber die Orchester-Probe einer neuen Oper, und ist völlig als Musik-Director des ihm ganz fremden Theaters eingerichtet, Doch will es mit der Seconda'schen Entreprise in Leipzig jetzt nicht fort, der Director sieht sich genöthigt, die Erlaubniß nachzusuchen, nach Dresden zurückzukehren, um auf dem dortigen Hoftheater zu spielen; er erhält sie, und vier Wochen später, am 24. Juni, sitzt Hoffmann schon wieder auf einem elenden Leiterwagen, um nach Dresden zurückzukehren. Dort angekommen, miethete er sich in der Allee ein, kämpfte von neuem mit großer Geldnoth, tröstete sich, was ihm nie fehlschlug, indem er Hand an ein neues Werk legte, nämlich am 1. Juli die Composition der Undine anfing, und ging so der großen Katastrophe entgegen, die in den letzten Tagen des August über Dresden hereinbrach.

43.

Am 9. December 1813 ging Hoffmann mit Seconda und der Truppe nach Leipzig zurück. Die erste Arbeit, die dieser dort unternahm, war die Vision auf dem Schlachtfelde bei Dresden, und am 31. December, in der Sylvesternacht, beendete er die Abschrift des goldenen Topfes. „Von neuem gefunden, daß es gut ist," — schreibt er in sein Tagebuch, und: — „so hätt' ich denn ein höchst merkwürdiges Jahr beschlossen; was wird das Neue bringen? Ich will hoffen, Gutes!!"

Doch fing es unter trüben Auspicien an.

Am Neujahrstage erkrankte er an einer Brustentzündung und gichtischen Anfällen, den Folgen einer unge-

heuren Erkältung im Theater, und quälte sich, oft dem Tode nahe, bis zum Frühjahr mit diesen Uebeln. Mitten in der Krankheit verließ ihn aber nicht die Lust zur angestrengtesten und vielseitigsten Thätigkeit. Er schrieb im Januar Milo's Brief und die Automate; am 24sten feierte er seinen Geburtstag mit seiner Frau allein. „Gemüthlicher Abend," steht in seinem Tagebuch: »sich in eigner Glorie gesonnt, und 'was auf sich gehalten.« Im Februar wurde ihm die Musikdirectorstelle in Königsberg angetragen, die er aber ablehnte. Am 25. März fing er die Elixiere des Teufels an, und am 22. April hatte er schon das Manuscript zum ersten Bande vollendet. Dabei recensirte er unaufhörlich für die allgemeine musikalische Zeitung, und zeichnete sehr geistreiche Karikaturen für Baumgärtner und Joachim, die ihm pro Stück mit 4 und 5 Rthl. bezahlt wurden. Im Mai verfaßte er die Blandine und den Ignatz Denner. Vom 8. bis 10. componirte er auf Bestellung für Baumgärtner, — ein großes Musikstück: „die Schlacht bei Leipzig," unter dem angenommenen Namen Arnulph Vollweiler u. s. w.

44.

Das Jahr 1816 führt zwei sehr einflußreiche Ereignisse für ihn herbei, die, wie sie auf der einen Seite sein äußeres Glück beförderten, auf der andern sein inneres allmählig zu untergraben dienten. Am 1. Mai nämlich rückte er bei einer im Kammergerichte zu Berlin entstehenden Vacanz als Rath, nach seiner bedeutenden Anciennetät, in dies Collegium ein, welches Verhältniß, verbunden mit den ansehnlichen Honoraren, die er nun schon erhielt, ihm, der, außer für sich, nur für die Bedürfnisse einer in ihren Ansprüchen über alle Begriffe bescheidenen Frau zu sorgen hatte, die Mittel gab, mehr als gemächlich zu leben; und im nämlichen Sommer noch wurde seine Undine mit großer Pracht auf die Berliner Bühne gebracht und mit Beifall aufgenommen, wodurch er eine Local-Celebrität, und mit ihr Einladungen über Einladungen in Berliner Gesellschaftkreise erhielt.

45.

Geld aber über seinen Nothbedarf und gesellschaftlicher Wirrwar, waren die zwei Klippen, die Hoffmann nie zu umschiffen verstand. Durch ersteres ließ er sich zu allen Zeiten zur Schwelgerei, namentlich im Trunk, durch letzteren zur Umkehrung aller Regeln im Leben verleiten, so daß er aus Tag Nacht, und aus der Nacht Tag machte. In diesen zwei Verkehrtheiten, die zuletzt in eine große zusammenflossen, ist die Quelle von Hoffmann's nachmaligem körperlichen, und leider auch geistigem Verfall zu suchen.

46.

Er wäre vielleicht gern in den bescheidenen Kreis seiner alten Freunde zurückgekehrt, die, an ein häusliches, zurückgezogenes Leben gewöhnt, doch Jahr aus Jahr ein in einem lebendigen und gedeihlichen geistigen Verkehr standen; der Eine, ergänzend, wo es dem Andern fehlte, und der Andere, dankbar dafür und liebevoll-empfänglich. Aber, — mochte es seyn, daß die Freunde sich verletzt fühlten, durch die Leichtigkeit, mit welcher Hoffmann sie auf die erste Lockung der Welteitelkeit der eiteln Welt verlassen; oder sey es, daß er hier aus dem Gleise gekommen; oder endlich, daß ihm, bei glücklich veränderten äußern Umständen, die frühern mäßigen Genüsse mit den Freunden nicht mehr ausreichend schienen; — kurz, es machte sich nicht mehr wie sonst, und, Freund aller Extreme, ging er aus der Gesellschaft wohlerzogener Leute, welche, Krämer in Kunst und Leben, beide in kleinen Portionen vertreiben, recta unter die Schaar der Großhändler, die, auf die Gefahr des Bankerutts hin, den Genuß des Lebens-Capitals allein in dessen möglichst schnellem Umschwung suchen, — aus den Theesalons in das Weinhaus, wo er sein Hauptquartier definitiv aufschlug, sich den Grundsatz aufstellend, daß, wenn man

Kunstgenüsse haben wolle, man sie an öffentlichen Orten für sein Geld besser finde, als in Privatzirkeln für beschwerliche Kratzfüße, und, daß die Gesellschaft in der Weinstube vor allen übrigen den Vorzug habe, daß, wenn sie einem nicht gefiele, man weggehen könne, wenn man wolle, ohne daß es der Wirth übel nehme; — Argumente, gegen welche, wenn man an eine gewisse Freiheit gewöhnt ist, wirklich eben nicht viel möchte zu erinnern seyn.

47.

So wäre denn der Punkt bezeichnet, von welchem aus Hoffmann's Versinken begann, und, nach den mechanischen Gesetzen des Falles, am Ende leider mit furchtbarer Schnelle. Es darf ein Dritter dies unverholen aussprechen, denn er selbst hat es auf seinem Sterbebette, nicht allein mit der Klarheit, mit der er Alles durchschaute, eingesehn, sondern auch in die Hand Hitzig's freiwillig und feierlich das Versprechen niedergelegt, sein ganzes Leben ändern zu wollen, wenn Gott ihm die Gesundheit wiederschenkte. Es hat nicht seyn sollen; aber schon der Vorsatz dient ihm zur Ehre!

48.

Seine Lebensordnung in den letzten sechs Jahren, von 1816 bis 1822, war die. Am Montage und Donnerstage brachte er die Vormittage in den Sitzungen des Kammergerichts, an den andern Tagen zu Hause arbeitend, die Nachmittage in der Regel schlafend, im Sommer auch spatzierengehend, zu; die Abende und Nächte in dem Weinhause. War er, was häufig, in manchen Perioden täglich geschah, Mittags oder Abends in Gesellschaft, — denn nicht aus aller Gesellschaft, bloß aus der seiner Freunde und aus den feinern Thee's war er geschieden; dagegen unter Männern und bei Trinkgelagen immer ein willkommener Gast, — oft Abend in zwei

Cirkeln, von sieben bis neun, und von neun bis zwölf, gewesen; so ging er, es mochte so spät seyn, als es wollte, wenn alle andere sich nach Hause begeben, noch in das Weinhaus, um dort den Morgen zu erwarten; früher in seine Wohnung zurückzukehren, war ihm nicht gut möglich.

49.

Man denke hiebei aber nicht etwa an einen gemeinen Trinker, der trinkt und trinkt aus Wohlgeschmack, bis er lallt und schläft, gerade das Umgekehrte war Hoffmann's Fall. Er trank, um sich zu montiren: dazu gehörte Anfangs, wie er noch kräftig war, weniger; später natürlich mehr; — aber, war er einmal montirt, wie er es nannte, in exotischer Stimmung, die, oft bei einer halben Flasche Wein, auch nur ein gemüthlicher Zuhörer hervorrufen konnte, so gab es nichts Interessanteres, als das Feuerwerk von Witz und Glut der Phantasie, das er dann unaufhaltsam, oft fünf, sechs Stunden hintereinander, vor der entzückten Umgebung aufsteigen ließ. War aber auch seine Stimmung nicht exaltirt, so war er *im* Weinhause nie müßig, wie man so viele sitzen sieht, die nichts thun als nippen und gähnen; er schaute vielmehr mit seinen Falkenaugen überall umher; was er an *Lächerlichkeiten*, Auffallenheiten, selbst an rührenden Eigenheiten bei den Weingästen bemerkte, wurde ihm zur Studie für seine Werke, oder er warf es mit fertiger Feder auf das Papier; kurz, er sprach selten seine Freunde, ohne daß er ihnen neue und pikante Curiosa aus dieser seiner Welt zu erzählen wußte.

50.

Unter solchen Umständen hätten auch, die es am besten mit ihm meinten, ihm diese Erholung gern gönnen *können*, — oft war der geistreiche Kreis um ihn ver=

sammelt, und Fremde, die nach Berlin kamen und ihn gern sehen wollten, suchten ihn, da seine Lebensweise bekannt war, immer in seinem Weinhause auf, — wäre nur der zerstörliche Einfluß zu vermeiden gewesen, den das unausgesetzte Nachtschwärmen, verbunden mit geistiger Anstrengung aller Art, am Tage, — da er mit seinen Dienstarbeiten nie im Rückstande blieb, und Bücher über Bücher schrieb, — unausbleiblich auf seine Gesundheit äußern mußte. Auch ist nicht zu läugnen, daß der immerwährende Umgang mit einer Gesellschaft, wie sie sich in öffentlichen Häusern zusammen zu finden pflegt, nach und nach die Fähigkeit in ihm untergrub, sich unter edleren Umgebungen würdig zu benehmen, und ein gewisser Cynismus aus seinem Betragen hervorblickte, der solche, die ihn nicht genauer kannten und wußten, welchen Kern die oft rauhe Saale berge, leicht von ihm abzustoßen geeignet war. Endlich hatte das gesteigerte Bedürfniß des Weines, vielen Weines, des besten und allerbesten Weines, die Folge, daß er leichteren Erwerb vorzog, und Lieblingspläne, die er sein ganzes Leben hindurch in sich getragen hatte, unausgeführt ließ, sie immer auf bessere Zeiten verschiebend.

51.

Eine Oase voll duftender Blumen tauchten in den ersten Jahren des wüsten Weinhauslebens, die Serapions-Abende aus demselben auf. Hitzig nämlich, dem es am weheſten that, Hoffmann seinen wahren Freunden, um des Umgangs mit Zechbrüdern willen, ganz entfremdet zu sehen, hatte die Einrichtung begründet, daß man einmal in der Woche in Hoffmann's Wohnung zusammen kam, um sich mit einander zu besprechen, und das etwa Gearbeitete mitzutheilen, wobei, um den Charakter dieser Gesellschaft nicht zu verletzen, die höchste Mäßigkeit als Hauptgesetz angenommen war, ein Grundsatz, von welchem auch, so lange jene Zusammenkünfte bestanden, nicht abgewichen wurde.

52.

Die Grundpfeiler dieses Vereins bildeten, nächst Hoffmann, Contessa, Koreff, ein ausgezeichneter Arzt, und Hitzig. Ein vortrefflicher in einander greifendes Quatuor mochte nicht leicht zu finden seyn. Koreff war der einzige Mensch, dem Hoffmann geduldig zuhörte, weil er ihn in der Unterhaltung an sprudelndem lebendigem Witze oft, und an Kenntnissen immer überbot, auch dabei gutmüthig genug war, ihn reden zu lassen, so oft er wollte; Contessa, selbst wenig redend, horchte auf Alles, was die Freunde an Witz ausgehen ließen, mit dem beredtesten Beifallslächeln, das ihm unaufhörlich um die Mundwinkel spielte, von Zeit zu Zeit ein kleines aber entscheidendes Wörtchen zugebend, und Hitzig, der mit Contessa das Publikum bildete, und alle drei übrigen, länger und besser, als sie sich unter einander, kannte, verstand darum die Kunst, Lücken im Gespräch auszufüllen, und wo es matt wurde, es wieder anzuregen, sich willig jedes Anspruchs auf Solopartien begebend.

53.

Am Abende eines Tages, der, nach dem von Hoffmann's Gattin herbeigebrachten polnischen Kalender, den Namen des heiligen Serapion führte, wurde die Gesellschaft eingeweiht, nach jenem Heiligen benannt, und gedieh fröhlich, bis sie durch den Umstand, daß Contessa seinen Wohnort von Berlin verlegte, und in Koreffs Person begründete Hindernisse, zum großen Leidwesen Aller, ihr Ende erreichte; denn wirklich wurde in einer solchen Zusammenkunft eine Masse von Witz und Geist consumirt, daß ein gewöhnlicher Thee, durch die ganze Lebenszeit des Theegebers, davon hätte bestehen, und noch auf seine Erben ein gutes Theil übergehen können.

53.

Im Frühjahr des nächstfolgenden Jahres 1820 hatte Hoffmann eine große Freude. Ein Reisender brachte ihm einen herzlichen Brief von Beethoven. Man muß seine Verehrung dieses Meisters gekannt haben, um beurtheilen zu können, wie dieser Gruß aus der Ferne auf ihn wirkte. *)

55.

Der erste Vorbote der Leiden, die ihm bevorstanden, war, — man lache nicht, — der Tod seines Katers.

Am 30. November 1821 erhielt der Herausgeber seines Lebens (Hitzig) früh am Morgen folgende Karte:

„In der Nacht vom 29. zum 30. November entschlief nach kurzem, aber schwerem Leiden, zu einem besseren Daseyn, mein geliebter Zögling, der Kater Murr, im vierten Jahre seines hoffnungsvollen Alters, welches ich theilnehmenden Gönnern uud Freunden ganz ergebenst anzuzeigen nicht ermangele. Wer den verewigten Jüngling kannte, wird meinen tiefen Schmerz gerecht finden, und ihn — durch Schweigen ehren."

„Hoffmann."

---

*) Er möge in seiner großartigen Einfachheit hier stehen:

Wien den 13. März 1820.

„Ich ergreife die Gelegenheit, durch Herrn N. mich einem so geistreichen Manne, wie Sie sind, zu nähern. Auch über meine Wenigkeit haben Sie geschrieben, auch unser Herr N. N. zeigte mir in seinem Stammbuche einige Zeilen von Ihnen über mich. Sie nehmen also, wie ich glauben muß, einigen Antheil an mir. Erlauben Sie mir, zu sagen, daß dieses von einem, mit so ausgezeichneten Eigenschaften begabten Manne Ihresgleichen mir sehr wohl thut. Ich wünsche Ihnen alles Schöne und Gute, und bin

Ew. Wohlgeboren
mit Hochachtung ergebenster
Beethoven."

56.

Dieser Spaß konnte dem auffallen, der Hoffmann nicht kannte; nicht ahndete, wie nahe oft bei ihm Scherz an Schmerz zu grenzen pflegte. Der Herausgeber wußte, wie er es zu nehmen hatte. Am Abende führte ihn ein Geschäft aus seinem Hause, und an der Weinstube vorbei, in welcher Hoffmann seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Wenige Schritte davon gewahrte er diesen langsam und gebückten Hauptes einhergehend. Hoffmann ward auch seiner sogleich ansichtig, und: „haben Sie meine Karte erhalten?“ fragte er mit Heftigkeit. Es wurde bejahet. „Nun so thun Sie mir die einzige Liebe,“ so fuhr er fort, „und treten mit mir in dies Kaffeehaus (vor dem sie eben standen), wir können da ungestört mit einander sprechen.“ Es geschah, wie er gesagt, er riß den Freund mit Ungestüm in ein Hinter-Zimmer, sah sich um, ob sie auch allein wären, und nun begann er, mit voraus-geschickter Bitte, ihn nicht zu verkennen; aber es sey doch nun einmal so, — das Bekenntniß, wie ihn der Tod des Thieres ergriffen (welches zu retten er Aerzte aus der Thierarzneischule hatte holen lassen), zugleich aber auch eine Schilderung der Qual des Sterbens, daß sich dem entsetzten Zuhörer die Haare in die Höhe richteten. „In der Nacht,“ so erzählt er unter andern, „winselte der Murr gar zu erbärmlich, meine Frau schlief fest; ich stand sachte von ihrer Seite auf, schlich in die Kammer, wo er lag, hob die Decke auf, die über ihn gebreitet war, und nun sah er mich an, mit ordentlich menschlichen Blicken, wie bittend, daß ich ihm doch das Leben schenken möchte, und hörte für einen Augenblick auf zu jammern, als ob er Trost in meinen Mienen lese. Da konnte ich es nun nicht länger ertragen, ließ das Tuch wieder über ihn hinfallen, und kroch in's Bett zurück. Gegen Morgen starb er, und nun ist mir das Haus so leer, und auch meiner Frau. Ich wollte heute früh gleich zu Fiocati, und ihr einen sprechenden Papagei kaufen; aber sie will keinen Ersatz, und ich auch nicht.

Nicht wahr, Freund, Sie halten auch nichts von Surrogaten für geliebte Gegenstände? u. s. w."

57.

Hoffmann's letzter Geburtstag, der 24. Januar 1822, war von den bedeutendsten Auspizien für ihn begleitet. Was seit den Jünglingsjahren nicht gewesen; er konnte ihn mit seinem ältesten Freund Hippel, der noch in Berlin verweilte, feiern, und von seinen späteren liebsten Freunden, fehlte auch kein einziger, als Contessa, der sich auf dem Lande befand. Aber schon hatte die sich entwickelnde Krankheit ihm die Flügel gelähmt. Er trank Selterser Wasser, während er seiner Gesellschaft die köstlichsten Weine vorgesetzt, und, wenn er sonst, bei solchen Gelegenheiten, mit der unermüdlichsten Beweglichkeit den Tisch umkreiste, um einzuschenken, und die Unterhaltung anzufachen, wo sie stockte, so saß er heute den ganzen Abend an seinen Lehnstuhl gefesselt. Nach Tische nahm die Unterhaltung zwischen Hippel und Hoffmann eine Wendung, die, wie sie Erinnerungen aus ihrer Jugendzeit herbeirief, auch des Todes und Sterbens erwähnen ließ. Hitzig, mit unter den Geladenen, warf, vielleicht ihm selbst unbewußt, ein Wort dazwischen, dessen Sinn ungefähr das bekannte: „das Leben ist der Güter höchstes nicht," war; aber Hoffmann fuhr ihm, mit einer Heftigkeit, die so den ganzen Abend nicht zum Ausbruch gekommen war, entgegen: „Nein, nein, leben, leben, nur leben, — unter welcher Bedingung es auch seyn möge!" Es lag etwas Entsetzliches in der Art, wie er diese Worte herausstieß, und sein Wunsch ist später auf eine furchtbare Weise in Erfüllung gegangen.

58.

Denn, er lebte zwar, von da ab, wirklich noch fünf Monate; — aber, unter welchen Bedingungen! Mit jedem Tage, möchte man sagen, versagte ein oder das

andere Glied seines Körpers mehr und mehr den Dienst; Füße und Hände, Folge der sich ausbildenden Rückenmarksdarre (tabes torsalis), starben ganz ab, eben so einzelne Theile des innern Organismus, und, den Tag vor seinem Tode, wo die Lähmung bis hinauf an den Hals getreten war, glaubte er sich völlig genesen, weil er nirgends Schmerz mehr fühlte.

59.

In diesem über allen Begriff jammervollen Zustande, der jedem, der ihn sah, durch die Seele ging, verläugneten sich bei ihm keinen Augenblick die höchste Liebe zu dem Leben, der unerschütterliche Glaube, daß es ihn nicht lassen könne, und eine, in Vergleichung mit seinen gesunden Tagen, fast noch gesteigerte Heiterkeit, ja großentheils Ausgelassenheit. Der ernste Richter, der es ihm zum Verbrechen machen mag, daß er über manche Staats-Einrichtungen oder ähnliche Gegenstände, seinem Scherz freien Lauf gelassen, hätte nur einmal Zeuge seyn sollen, welch' eine unerschöpfliche Quelle der launigsten Einfälle er sich selbst in seiner Hülfslosigkeit wurde. Daß sein Stiefelputzer ihn mit nervigten Fäusten in's Bad warf, wie man ein Stück Holz in's Wasser schleuderte; daß eine sorgsame Magd ihn dann, wenn er wieder angekleidet, — was leider bei seiner Zusammengeschrumpftheit leicht möglich war, — oft wie ein Kind auf die Arme nahm und ihn ins Bett trug, und tausend kleine Ereignisse dieser Gattung wurden ihm zu Festen, und er fühlte sich glücklich, wenn er seinen Freunden täglich Neues in diesem Geschmack erzählen und ausmalen konnte. Alle seine Umgebungen trugen besondere Namen, sein Abschreiber z. B. hieß der Domicellar, weil er mit einem solchen, den er in Bamberg gekannt, Aehnlichkeit hatte u. s. w.

60.

Etwa vier Wochen vor seinem Tode wurde der entsetzliche Versuch gemacht, ob nicht durch das Brennen mit dem glühenden Eisen, an beiden Seiten des Rückgrats herunter, die Lebenskraft wieder zu erwecken wäre. Hitzig, durch unabwendbare Geschäfte verhindert der Operation beizuwohnen, eilte nach deren Beendigung voller Angst zu dem Patienten, und kam etwa eine halbe Stunde nachher an. „Riechen Sie nicht noch den Braten-Geruch?“ rief ihm Hoffmann entgegen, erzählte mit der umständlichsten Genauigkeit die fürchterliche Procedur, fand es ganz natürlich, daß bei einem so exotischen Subjecte wie er, die Aerzte auch die exotischesten Mittel versuchten, und setzte hinzu: „während des Brennens sey ihm eingefallen, daß der * * * ihn plombiren lasse, damit er nicht als Contrebande durchschlüpfe.“

61.

Etwa den 20. oder 21. Juni zeigten sich die Vorboten des nahen Todes in der Unfähigkeit etwas zu genießen, einer größeren Neigung zum Schlaf, als früher Statt gefunden, und einer Unlust an den gewohnten Beschäftigungen. Am 24. Abends war er, wie früher bereits erwähnt, schon erstarrt bis zum Halse, und fühlte, bis in diese Region des Körpers, keinen Schmerz mehr. „Nun werde ich wohl bald durch seyn,“ rief er dem ihn besuchenden Arzte entgegen; „mir thut nichts mehr weh.“ „„Ja wohl,““ erwiederte ihm jener mit anderer Deutung, „„nun werden Sie bald durch seyn!““

62.

Am fruhen Morgen des 25. Juni fingen die Wunden seines zerfleischten Rückens an heftig zu bluten. Seine

Umgebungen ahndeten, was bevorstehe. Er rief den Schreiber und Wärter, und sagte ihm etwas, was dieser nicht mehr verstand. Darauf trat die Frau an das Bette; er forderte, daß sie ihm die gelähmten Hände in einander legen sollte, und sie will ihm dabei die Blicke gen Himmel richten sehen, und gehört haben, daß er die Worte gesprochen: „man muß doch auch an Gott denken!“ Alles erwartete jetzt seine Auflösung; aber noch einmal flammten die Lebensgeister auf; er sagte später noch, er fühle sich wohl, wolle heut Abend an der Erzählung, der Feind, weiter dictiren, was er seit mehreren Tagen nicht gethan, und verlangte, man solle ihm die Stelle vorlesen, wo er stehn geblieben.

Seine Frau suchte es ihm auszureden, er ließ sich im Bette umdrehen, mit dem Gesicht gegen die Wand gekehrt, verfiel in Todesröcheln, und als zwischen 10 und 11 Uhr Morgens nach Hitzig geschickt wurde, der sich in der Gerichtssitzung befand, und dieser herbeistürtzte, — fand er schon den Freund nicht mehr!

63.

Hoffmann's sterbliche Reste ruhen auf dem neuen Kirchhofe vor dem Hallischen Thor zu Berlin. Die Stätte bezeichnet ein einfaches, aber geschmackvolles Denkmal, mit der Aufschrift:

E. T. W. Hoffman,
geb Königsberg den 24. Januar 1776
gest. Berlin den 25. Juni 1822.
Kammer=Gerichts=Rath

Ausgezeichnet
im Amte
als Dichter
als Tonkünstler
als Maler.

Von seinen Freunden.

Friedrich Schiller *).

1.

Als das Schauspiel „die Räuber" bekannt wurde, sollte es auch in Mannheim gegeben werden, wo damals unter der Direktion des Barons v. Dalberg, Bruders des Fürsten Primas, sich die besten Schauspieler von Deutschland versammelt hatten. Dalberg, der sich für das Stück und den Verfasser lebhaft interessirte, schrieb an Schiller und lud ihn ein, der ersten Aufführung seines Schauspiels beizuwohnen. Dazu fühlte er in sich eine große Neigung, aber er war (die näheren Umstände mögen ehemaligen Zöglingen der Akademie und seinen Freunden besser als mir bekannt seyn) fest überzeugt, daß Herzog Karl es nicht erlauben, ja, daß schon das Gesuch als ein Vergehen geahndet werden würde. In welchem näheren Verhältniß er mit dem Obristen v. Rau, dem damaligen Commandeur des Grenadierregiments v. Augé gewesen seyn mag, weiß ich nicht; kurz, er erhielt von diesem die Erlaubniß, die Reise in Civilkleidern machen und sich krank melden lassen zu dürfen, unter der Voraussetzung, daß er ihn nicht compromittiren werde. Er reiste also, und er wurde in Mannheim so

*) Diese Bruchstücke rühren vom verstorbenen würtembergischen Dekan Göriz her, und finden sich im Morgenblatt 1838 Septbr. zuerst mitgetheilt.

gut aufgenommen, so daß er diese heimliche Reise nachher mehrere Male unter der nämlichen Begünstigung und Voraussetzung wiederholte. Herzog Karl erfuhr es endlich, und als Schiller von einer solchen Reise zurückgekommen war, schickte er ihm ein Pferd aus dem Marstall und den Befehl, sogleich nach Hohenheim zu ihm zu kommen und keinem Menschen etwas davon zu sagen. — Als Schiller in Hohenheim ankam, empfing ihn der Herzog sehr freundlich und liebreich, erzählte ihm von seinen Anlagen und zeigte ihm einige, erkundigte sich nach seinen Umständen, und endlich sagte er rasch zu ihm: „Er ist auch in Mannheim gewesen, ich weiß Alles; ich sage, Sein Oberster weiß darum.“ Schiller bekannte, daß er in Mannheim gewesen sey, leugnete aber schlechterdings, daß Rau etwas davon wisse, und so beharrlich, daß der Herzog vergeblich Bitten und Drohungen anwandte, vergebens drohte, ihn auf die Festung bringen zu lassen und seinen Vater außer Brod zu setzen. Schiller beharrte auf seinem Leugnen; er wurde sehr ungnädig vom Herzog entlassen („es werde nachkommen“) und mußte zu Fuß wieder nach Stuttgart zurückkehren. Die Sache war in Stuttgart sogleich bekannt. Der General Augé stellte auf der Parade Schillern zur Rede, warum er zum Herzog gegangen sey, ohne sich zu melden, und zog sich auf die Antwort Schillers: „es sey des Herzogs Befehl gewesen,“ furchtsam zurück. Obrist v. Rau war in großer Angst, und getraute sich weder öffentlich auf der Parade mit Schiller zu sprechen, noch zu ihm in's Haus zu gehen oder ihn zu sich kommen zu lassen, weil dem Herzog jede Zusammenkunft konnte verrathen werden. Schiller wohnte damals in dem ehemaligen Hause meines Vaters, dem Haugschen Hause auf dem kleinen Graben. Das Haugsche Haus stand durch einen Gang mit dem Elsäßerschen in Verbindung, und in diesem war, da es auf der Stadtmauer stand, eine Thüre durchgebrochen, wodurch man in den Garten kommen konnte. Am Seelthor ging ein anderer Eingang in den Garten; da kamen v. Rau und Schiller bei Nacht zusammen, und ersterer wurde beruhigt. — Ich erzähle diese Geschichte weitläufig, weil Schiller sie immer mit großer Behaglichkeit in vertraulichen Stunden mittheilte.

2.

Meine nähere Bekanntschaft mit Schiller schreibt sich vom Spätjahr 1791 her. Ich war damals mit einem Jungen von Adel in Jena. Es lief lange das Gerücht von einer schweren Krankheit Schillers, der sich eben im Geburtsorte seiner Gattin, in Rudolstadt befand, und mehrere Male von seinem Tode. Lange erwartete man seine Ankunft in Jena, die endlich erfolgte. Mehrere hatten die Nachricht von seinem Tode in Briefen verbreitet; dies kränkte ihn sehr, und er nahm es besonders dem Bergrath Bertuch sehr übel und suchte sich durch mancherlei spöttische Anekdoten im vertrauten Cirkel Luft zu machen, z. B. Bertuch habe ihm sein Gartenhaus gezeigt und mit hohem Selbstgefühl gesagt: da habe ich den Don Quixote übersetzt.

Es befand sich damals ein interessanter Cirkel von Schwaben in Jena, Paulus, Niethhammer, Rapp, Gros ꝛc. Schiller kam noch sehr schwach in Jena an, die Nächte waren schlaflos, die Tage schmerzlich, und er war meist so abgespannt, daß der einfachste Discurs ihm Ohnmachten zuzog. Arbeiten konnte er wenig oder gar nichts. Vermögen hatte er nicht, seine Frau nur einen kleinen Zuschuß von Hause; er hatte ansehnliche Schulden. Die dreihundert Thaler Gehalt, welche er von Weimar bezog, reichten zur Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse nicht hin. Er ließ sich mit seiner Frau und einer Hausjungfer und Bedienten speisen, und schlug mir vor, ob ich nicht mit meinem Eleven die nämliche Kost nehmen und mit ihm essen wollte. Dazu kamen Niethhammer, ein Professor Fischenich aus Bonn, der kantische Philosophie in Jena studirte, und ein Kammerherr v. Stein aus Weimar, der meiner Aufsicht sogleich anvertraut war. Halbe Jahre lang war auch die Frau v. Wollzogen, Verfasserin der Agnes von Lilien, mit uns bei Tische. Es bildete sich bald ein vertrauter Familienton unter uns, dessen Andenken immer noch für mich sehr reizend ist.

3.

Schiller liebte besonders offene Gespräche über Verhältnisse des Lebens, und zeigte oft die geheimsten Gefühle seines Herzens. Er erzählte oft von seinen Jugendschicksalen und ermunterte uns, das nämliche zu thun. Dadurch entstand bald ein neckender Ton unter uns, der zu mancherlei komischen Vorfällen Veranlassung gab. So erzählte ich einst von mir, ich sey in meiner Jugend von den Blattern so häßlich entstellt gewesen, daß man deßhalb gewöhnlich meine jüngeren Geschwister mir vorgezogen und geliebkost; dies habe mich tief gekränkt, und besonders habe ein Stuttgarter Nachbarskind, eine Schwester des Dichters Fr. Haug, als Kind auf mich einen sehr tiefen, unauslöschlichen Eindruck gemacht, weil sie, so oft sie mich sah, die Zunge gegen mich als ein häßliches Kind herausstreckte. Das gehe mir bis auf den heutigen Tag nach und mache mich in vielen Fällen schüchtern und befangen, wo andere frei und unbefangen seyen. Als ich das nächste Mal zu Tische kam, streckten Schiller und sämmtliche Tischgenossen die Zunge gegen mich heraus, und es gab ein allgemeines Gelächter. So wurde jeder geneckt.

4.

Um Schiller, dem wir nicht so gut beikonnten, als er uns, einen Streich zu spielen, benutzten wir einige seiner Aeußerungen über die Art, wie Galetti in Gotha die Geschichte behandelte. Er erklärte ihn für den langweiligsten und geistlosesten Historiker, der je gelebt habe. Wir erkundigten uns genau, ob er je an Galetti geschrieben habe, oder dieser an ihn, ob er also seine Hand kenne. Als wir überzeugt waren, daß er in gar keiner Verbindung mit ihm stehe, verfaßten wir einen Brief von Galetti an Schiller, des Inhalts: er habe den ersten Theil seiner Geschichte des dreißigjährigen Kriegs und auch die Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande gelesen, und finde, daß seine Sprache ziemlich gebildet sey und daß er eine lebhafte Phantasie habe; nur seyen die Facta alle falsch und unhistorisch vorgetragen, weil es

scheine, als fehle es ihm an gründlicher Kenntniß der Geschichte. Diese besitze er, Galetti, im höchsten Grade; er mache ihm also den Vorschlag, die Geschichte gemeinschaftlich zu bearbeiten, wozu er, Galetti, die Richtigkeit der historischen Factorum, Schiller aber Sprache und Phantasie geben sollte. So würden Verstand und Phantasie in schönem Bunde etwas liefern, was Anspruch auf Vollkommenheit machen könnte. — Dies alles war in die feinsten Wendungen, die wir finden konnten, und in die urbanste Sprache eingekleidet, und Schiller erhielt diesen Brief gestempelt von der Post. Mit der Arglosigkeit eines Kindes kam er zu Tische und erzählte; „Denken Sie nur, was der verfluchte Kerl (ein Lieblingsausdruck Schillers), der Galetti mir schreibt u. s. w." Besonders ärgerte ihn der schöne Bund des Verstandes und der Phantasie. Er hieß Galetti einen Esel, der nie gewußt und nie eine Ahnung von dem gehabt habe, was Geschichte sey. Aber daß dieser Brief unterschoben seyn könnte, das fiel dem arglosen Manne gar nicht einmal ein; hätte er den geringsten Argwohn gehabt, so hätte er auf unsern Gesichtern das unterdrückte Lachen lesen können; aber er sprach noch öfter davon, und endlich erklärte er, er wolle ihm antworten. Unsere Absicht war also vollkommen erreicht, nur fehlte uns der Triumph, ihn auslachen zu können. Daß kein Brief an Galetti auf die Post gegeben werden konnte, ohne in unsere Hände zu kommen, dafür war gesorgt: wir sahen alle Adressen, da sein Bedienter auch uns bediente. Da wir nun durch diese erste List unsere Absicht nur halb erreicht hatten, weil zu unserer vollständigen Befriedigung noch gehört hätte, daß Schiller dem Galetti antwortete, so dachten wir auf etwas Anderes.

5.

Eines seiner Lieblingsgespräche war Medicin und sein Studium derselben in der Akademie zu Stuttgart. Er wünschte oft und äußerte diesen Wunsch gegen uns, Zeit und Muße zu haben, Medicin noch weiter zu studiren, besonders, um Doctor der Medicin zu werden, und die Lieblingsidee seines Vaters, zu dem er innige Achtung und Liebe an den Tag legte, zu realisiren. Auf diese Aeußerungen Schillers bauten wir einen

neuen Plan. Es fiel nämlich in die damalige Zeit gerade das Jubiläum der Universität Erfurt, wobei bekanntlich gewöhnlich Ehrendoktoren in allen Fakultäten ernannt werden. Wir schrieben also im Namen des Prorektors in Erfurt einen Brief an Schiller: da die Universität ihr Jubiläum durch Erhebung mehrerer Männer von großem Namen zur Doktorwürde zu verherrlichen wünschte, so würde sie sich für geehrt halten, wenn Schiller unter dieser Zahl wäre. Da man nun wisse, daß er schöne Kenntnisse in der Medicin erlangt habe, so biete man ihm die medicinische Doktorwürde an, und ersuche ihn, nur ein Specimen über seine Kenntnisse in der Arzneikunst einzusenden. Wir hielten diesen Streich für zu plump, um nicht zu erwarten, daß Schiller ihn merken werde. Aber statt dessen erschien er nach Empfang dieses Briefs mit erstaunlichem Vergnügen beim Essen und theilte uns den Inhalt desselben mit. Er malte sich, worin er große Kunst besaß, das Vergnügen seines Vaters mit den lebendigsten Farben aus, er sagte uns, er habe den Haller gelesen, und es werde ihm ein Leichtes seyn, ein Specimen zu liefern, das Beifall erhalten würde. Er sah sich schon als Doktor der Medicin und als Leibarzt des Coadjutors (v. Dalberg), den er unaussprechlich lieb hatte und für dessen Leben man damals mannichfaltige Besorgnisse hegte, weil er den Obscuranten zu hell dachte. „Einen treueren Leibarzt kann er nicht bekommen, als mich."

6.

Während es uns schmerzte, eine so tiefe und edle Saite im Gemüthe Schillers berührt zu haben, wurde es uns ernstlich angst und bange über die Zuversicht, womit er von allem diesen als ausgemachten Sachen sprach. Er hatte so wenig Arges, daß sich alle seine Unterhaltungen um diesen Gegenstand drehten, den er immer wieder mit neuen lebendigen Farben auszumalen wußte. Wir entdeckten dem Professor Paulus, mit dem er in den damaligen Zeiten oft spazieren ritt, unsere Angst, und baten ihn, er möchte Schiller von diesem Ideengange ableiten. Dieser hörte mit Erstaunen, daß das, was er auch für wahr gehalten, und wovon Schiller schon mehrfältig mit inniger Zufriedenheit mit ihm gesprochen hatte, sich

auf einen bloßen Betrug gründe. Bei dem nächsten Austritt warf er ihm Zweifel in den Weg, die aber Schiller nicht irrten; er beharrte in seinem Ausmalen einer Idee, die ihm eine ganz neue Welt eröffnete. Endlich gelang es Paulus, ihm Mißtrauen gegen die Echtheit des Briefes beizubringen, wovon wir aber nichts erfuhren.

Sehr oft spielten Schiller, Gros und ich nach Tische l'Hombre; Professor Fischenisch, v. Stein und mein Eleve unterhielten sich gewöhnlich im Nebenzimmer mit den Damen. Ueber Tische hatte Schillers Bedienter nicht aufgewartet. Zufälligerweise fragte Fischenisch, wo der Bediente sey? Die Schiller, welche mit unserm Plan durchaus unbekannt war, von ihrem Manne aber unterrichtet seyn mußte, gab ganz einfach zur Antwort: Schiller habe den Bedienten auf seinem Pferde zum Coadjutor nach Erfurt geschickt, um schriftlichen Abschied von demselben zu nehmen, da er nach Mainz reise, und ihm noch in andern, besonders seinen Doktorsangelegenheiten, geschrieben.

7.

Das war für Fischenisch ein Donnerschlag. Er ließ mich vom Spiel wegrufen und entdeckte mir die Sache. Unsere Verlegenheit war groß. Wir hielten Rath und es wurde beschlossen, eine Estafette dem Bedienten nachzuschicken, der erst nach eilf Uhr abgegangen seyn sollte, und ihn zu veranlassen, den Brief Schillers an den Coadjutor wieder zurückzubringen. Nachdem die Estafette in größter Eile abgefertigt war, fanden wir, daß dies nicht hinlänglich sey: vielleicht könnte durch persönliche Gegenwart bei dem Coadjutor manches, was etwa durch Lesung des Briefs verdorben wäre, wieder gut gemacht werden. Wir entschlossen uns, daß Einer von uns auf gemeinschaftliche Kosten nach Erfurt reisen, wo möglich den Bedienten selbst aufsuchen und die Sache nach Kräften endigen sollte. Das Loos fiel auf mich. Sogleich saß ich in der Postchaise und flog nach Erfurt, wo ich Abends nach acht Uhr ankam; ich hatte nicht ganz vier Stunden zu vier Meilen gebraucht. Da hatte das Postamt, an das die Estafette gelaufen war, nicht nur schon in allen Wirthshäusern und Schen-

ken in der ganzen Stadt nach Schillers Bedienten, sondern auch schon zum Coadjutor geschickt und ihn unterrichtet, Schillers Bedienter solle einen Brief an ihn wieder zurückbringen. Da Erfurt eine Festung ist, so waren die Thore schon geschlossen, als ich ankam, und so wurde meine Ankunft dem Coadjutor gemeldet. Dieser schickte seinen Kammerdiener an mich und ließ mir sagen, er habe keinen Brief von Schiller erhalten, er lasse mich aber bei seiner Ehre versichern, daß, wenn noch einer ankommen sollte, er ihn unerbrochen zurücksenden wolle.

8.

Nun erst wurde es mir klar, daß wir geneckt waren. Ich legte mich also zu Bette und kehrte am andern Morgen nach Weimar zurück. Von da aus schrieb ich an den Professor F. einen jämmerlichen Brief, worin ich das, was mit dem Coadjutor wirklich geschehen war, erzählte. Ich setzte aber noch hinzu, was bei der Humanität des Coadjutors leicht möglich, und um seiner Freundschaft für Schiller willen wahrscheinlich war, er habe mich rufen lassen, sey begierig gewesen zu wissen, warum hinter einem Briefe Schillers an ihn eine Estafette und dann sogar ein Reisender geschickt werde, und so habe ich ihm denn alles entdeckt, worüber er herzlich gelacht und auch die übrigen anwesenden Herren sich sehr lustig gemacht haben, und diesen Brief schickte ich durch einen Expressen von Weimar nach Jena.

Um aber die Geschichte noch mehr zu verwickeln, war an selbigem Tage die regierende Herzogin in Abwesenheit ihres Gemahls nach Jena gekommen und hatte Schiller und F. zur Tafel geladen. Der Expresse suchte F. im Schloß auf und ein Hofbedienter meldete demselben, der der Herzogin gegenüber saß, es sey ein Expresser da, der ihn sprechen wolle; F. sagte, er solle warten; man präsentirte ihm einen Brief auf einem Teller. Er steckte ihn zu sich, aber die Herzogin bestand darauf, daß er ihn lese, und dadurch wurde er und Schiller in große Verlegenheit gesetzt. — Abends kam ich wieder in Jena an, nachdem die Kosten sich auf drei Carolins belaufen hatten. Schiller lachte und wir lachten. Er war sehr wohl

zufrieden mit unserer Sorgfalt, ihn nicht zu compromittiren, sagte, er habe uns nur zeigen wollen, daß wir nicht auf alle Fälle gedacht haben, und wurde nun oft mit seiner Korrespondenz von Gotha nach Erfurt von uns und wir von ihm mit unsern Estafetten und Extrapostreisen geneckt.

9.

Eine andere reiche Gelegenheit, ihn zu necken, bot sich uns bald ohne unser Zuthun an. Professor Ulrich, ein übrigens scharfsinniger Kopf, dessen Eleutheriologie noch immer geschätzt wird, war durch Reinholds Anstellung und den Zulauf, den dieser bekam, der abgesagte Feind der Kantischen Philosophie geworden, über die er selbst gelesen hatte, so lange er allein war. Er war somit auch der Feind aller Freunde Reinholds, also der ganzen jüngern Partie, Schillers, Paulus, Schmids, Hufelands u. s. w., und hatte sich die gemeinsten Ausfälle und Kabalen gegen alle erlaubt. Er suchte sich durch eine gewisse zweideutige Popularität, besonders durch Annäherung an die Oberhäupter der Orden einen Anhang unter den Studenten zu machen. Dieß gelang ihm mit der Masse vollkommen, und zwar gerade zu einer Zeit, wo er zum Prorektorat gelangte. Da beschlossen die Oberhäupter, dieses denkwürdige Ereigniß durch eine Nachtmusik und ein Gedicht zu verewigen, und eines Nachmittags, als ich mit Schiller allein in seinem Zimmer auf und ab ging, erschien auf's eleganteste gekleidet der Abgeordnete der gesammten Studentenschaft und brachte Schillern die Bitte vor, er möchte ein Gratulationsgedicht für sie auf Ulrich zur Feier des Prorektoratswechsels machen. Den Zorn Schillers über diese Anmuthung zu beschreiben, ist unmöglich; wir verglichen ihn damals gewöhnlich mit der Wuth des Sultans im Oberon, als Herr Hüon demüthig um einige Backenzähne und um seinen Knebelbart bat, oder im Peregrine Pickle, als der Advokat zu dem Commodore kam und ihm in's Ohr sagte, er sey der Advokat. Beschämt und erstaunt über die wirklich heftige Begegnung, die er von Schillern erfahren hatte, zog sich der Musensohn zurück, und es war Gefahr, die Masse möchte diese Beschimpfung ihres geachteten Anführers nach ihrer Weise durch Einwerfen der Fenster zu rächen suchen. —

Uebrigens war wirklich gegründeter Verdacht, daß den Studenten dieser Schritt von boshaften Menschen möchte unter den Fuß gegeben worden seyn, weil die dürftigen Umstände Schillers kein Geheimniß waren. Der Prinz von Augustenburg half bald durch eine großmüthige Unterstützung von hundert Louisdor auf drei oder mehr Jahre.

10.

Ich habe Schillern nie gesund, sogar äußerst selten angezogen, fast immer im Schlafrock gesehen. Im ersten ganzen Jahre war er ohnehin krank, und l'Hombre, Schach, leichte Gespräche füllten das aus, was man seinen Tag nennen konnte. Er stand oft erst um zwölf, halb ein Uhr auf, ja das Mittagessen verspätete sich am Ende so, daß es bis auf drei, halb vier Uhr hinausgeschoben wurde. Als er sich im ersten Winter unserer Bekanntschaft wieder etwas wohler fühlte, schlug er mir vor, auf eine Stunde im Schlitten zu fahren, da er sehr gut leiten könne. Er zog sich sehr leicht an. Wir waren sehr vergnügt auf dieser Fahrt, und als wir zu Hause angekommen waren, hatte ihm diese Lustpartie so wohl zugeschlagen, daß er noch länger fahren wollte, und auf meine Weigerung, noch einmal mitzufahren, einen andern überredete, und nun bis in die tiefe Nacht hinein fuhr. Dies zog ihm eine Erkältung und heftige Kolikschmerzen zu, an denen er mehrere Wochen fürchterlich litt. Mitten im größten Schmerz sagte ihm Einer: er jammere ja wie ein kranker Poet; das nahm er nicht übel, sondern lachte mit.

Es war sehr schwer, sein Arzt zu seyn. Er laß alle Recepte, wollte die bestimmte Ursache wissen, warum dieses Mittel in dieser Quantität verschrieben worden sey, wie es wirken solle, mechanisch oder chemisch, und haderte oft mit seinem sanftmüthigen Arzte, der unaussprechliche Geduld mit ihm hatte.

11.

Daß auf Schillers Gesicht Anmuth mit Würde gepaart war, und daß sein freundlicher Blick etwas sehr Anziehendes hatte, weiß jeder, der ihn gesehen und gekannt hat. Aber die Haltung seines Körpers, seine ungestalten Füße (was man in Tübingen Weinstühlchen nannte), und die sonderbare Bewegung seines Kopfes waren sehr unangenehm. In seiner Kleidung hatte er nicht nur keinen Geschmack, was wohl zu verzeihen wäre, sondern er handelte so sehr gegen alle Regeln desselben, daß er meist wunderlich angezogen war, besonders wenn er sich putzen wollte. Er konnte dann leicht einen blauen Frack und ein rothes Halstuch, gelbe Beinkleider und dunkle Strümpfe zusammen anziehen, und dies gab seiner ganzen Figur, besonders durch die zusammenstoßenden Knie und auswärts gebogenen Füße etwas Bizarres. So waren auch seine Verbeugungen gegen alle Fremde.

Seine Stimme war im freundschaftlichen Gespräche angenehm und, eine gewisse Heiserkeit ausgenommen, wohlklingend. Aber ihn eines seiner Gedichte declamiren zu hören, war nicht auszuhalten. Er hatte dabei einen widerlich singenden Schulton. Wer ihn nicht gekannt und ihn declamiren gehört hätte, würde ihn für einen unverständigen Menschen gehalten haben, der nicht weiß, was er liest, und das Schönste verdirbt. Wie ist es möglich, daß die hohe Harmonie, die in Schillers Gedichten herrscht, so wenig von außen erscheinen konnte! An Reinhard (dem französischen Minister) habe ich in Tübingen das Nämliche bemerkt. — Was außerdem seiner Stimme schadete, war sein übermäßiges Tabaknehmen. Graff hat ihn nicht umsonst mit der Tabaksdose gemalt. Er war deßwegen auch immer barbouille im Gesicht und auf der Wäsche.

Auf was er verfiel, das trieb er mit Heftigkeit und Uebermaß. Er hatte sich ein Pferd gekauft, und nun ritt er alle Tage, und zwar von Hause an im Gallopp, und kam oft im Carrière zurück, daß er das Pferd nicht halten konnte und sich nur dadurch rettete, daß das Thier seine Heimath wußte und zum Glück eine Straße ohne Durchgang bei seinem Hause war,

wo das Pferd doch stehen mußte. Seine Pferde waren deßwegen alle gefährlich für einen Fremden zu reiten, sie gingen durch, ehe man es sich versah.

12.

Im ersten Jahr gerieth er mit erstaunlicher Leidenschaft an's l'Hombre. Wir hatten es uns zur Pflicht gemacht, ihm Gesellschaft zu leisten, so lange er noch nicht ganz hergestellt sey. Schiller, Gros und ich spielten nun oft von Mittags nach Tische bis Morgens zwei und drei, gewöhnlich aber bis eilf Uhr fort, wobei man sich nicht Zeit nahm, zu Nacht zu essen, sondern sich am Spieltische aus der Hand serviren ließ. Einst berechnete er seinen Verlust von einigen Wochen, und nun hörte das Spiel auf einmal auf.

Einen Winter hindurch wurden Versuche mit der Laterna magica gemacht, wie man Geister erscheinen lassen und ihnen sonderbare Gestalten geben könne, weil er den zweiten Theil des Geisterschers bearbeiten wollte.

Im Sommer wohnte ich mit meinem Zögling in einem Gartenhause. Da war eine Kegelbahn, und nun kam er alle Tage zum Kegelspiel zu uns und nahm hohes Interesse daran. Abends aßen wir dann in unserm Garten. v. Stein spielte ebenfalls mit Vorliebe, und sie geriethen oft mit einander darüber in Streit. Ich habe noch ein Titelblatt, von Schillers Hand geschrieben: Abhandlungen über die K e g e l k u n s t von Friedrich Freiherrn von Stein, Herzoglich Sachsen-Weimarschen Kammerherrn, B r o d h u s a r e n und K ü m m e l t ü r k e n (zwei Spottnamen, die man in Jena denen Studenten gibt, die sehr nahe nach Hause haben).

13.

Der Umgang im Innern der Familie Schillers hatte für den, der darin eingeweiht war, etwas äußerst Anziehendes und wird jedem, der ihn genossen hat, unvergeßiich seyn. Er gab sich, wo er Vertrauen gefaßt hatte, ganz hin mit der vollendetsten Offenheit. S i e möchte ich die personificirte Lieb-

lichkeit, die ganz keinen andern Willen hat, als den des Mannes, und an seiner Größe hinaufstaunt, und die holde Schaam nennen. Er nannte sie nur die Decens, es war aber nicht jene nachgeahmte, die so oft aus ihrer Rolle fällt und als Rolle so widerlich ist, es war Natur. Es schickt sich nicht, war ihr höchstes Gebot.

Für einen Fremden war es fast unmöglich, Eingang in's Schiller'sche Haus zu finden, und Besuche Durchreisender, selbst vornehmer Herren und Damen, z. B. der Gräfin Stollberg, welche auf's Dringendste anfragen ließ, ob sie kommen dürfe, wurden rund abgeschlagen, oft nicht einmal nur abgelehnt. Auch solche, welche nicht in genauem Verhältniß mit dem Hause standen, wurden meist kalt aufgenommen. Man war froh, wenn sie wieder gingen. Schiller hatte am Ende fast die Fähigkeit verloren, mit andern als ganz intimen Freunden auch nur sich zu unterhalten. Die Basis des Umgangs für die Eingeweihten war ganz einfach: Natur und Wahrheit. Dieß fand ich im Anfang und in spätern Jahren, wo unsere Verhältnisse sich verändert hatten, Schiller eine eigene Haushaltung führte, und keinen Tisch mehr gab. Man brauchte nichts zu sprechen, wenn man kam, man konnte sich schweigend auf den Sopha setzen und ein Buch nehmen, oder auch nicht: man that, was man wollte und einem gefiel, und gerade das war die Seele des Umgangs. Jeder sprach nur, was ihn interessirte, und oft ergossen sich nun Schiller und Andere in der Fülle ihrer Gedanken.

14.

Bei vertraulichen Abendgesprächen liebte Schiller von seinem Aufenthalt in der Militärakademie zu reden, und von den Vorfällen, die ihm am Interessantesten waren. Seiner Komödie, die er auf das Geburtsfest der Gräfin Franciska gnädigst befohlenermaßen verfertigt, und worin er die akademische und Universitätsfreiheit neben einander stellte, erinnerte er sich oft mit großem Vergnügen. Obrist Seeger habe sie ihm mehrere Male zurückgegeben und ihm befohlen, er solle das Leben in der Militärakademie mehr in's Licht und das auf Universitäten in starken Schatten stellen: jedesmal sey der Contrast

zwischen beiden größer geworden, aber immer zum Vortheil der Universitäten ꝛc.

Ueberhaupt war seine Sehnsucht nach dem Vaterlande sehr groß und er sprach mit auffallender Behaglichkeit darüber. Es war rührend, wie er sich und Andern oft seinen Wunsch, im Vaterlande angestellt zu werden, vergebens zu verbergen suchte. Es kränkte ihn tief, daß Herzog Karl zu einem Herrn von Beulwitz, der die Prinzen von Rudolstadt auf ihrer Reise begleitete, als dieser bei Tafel von Schiller sprach, gesagt hatte: „ich kenne ihn nicht."

Sehr gerne hörte er uns von dem Tübinger *Stipendium* sprechen, das alle ehemalige Stipendiaten lieben; auch Planks und Spittlers behaglichste Stunden sollen die gewesen seyn, wo davon gesprochen wurde.

Einst kam seine Mutter mit einer seiner Schwestern, einem idealisch schönen Mädchen, die nun gestorben ist. Aber diese brachte lauter Verwirrung in's Haus. Mit der geradesten Offenheit und ohne alle Schonung und Feinheit, weil sie nichts Arges hatte, ohne Kenntniß der Welt, noch ihres Sohns, noch weniger seiner Gattin, mit einem hohen Mutterstolz und Schwiegermuttergefühl stach sie beiden, ohne es zu ahnen, in tausend Aeußerungen und Bemerkungen täglich glühende Dolche in's Herz, und wäre sie länger geblieben, sie hätte mit der größten Gutmüthigkeit das schöne und zarte Verhältniß zwischen Schiller und seiner Gattin ganz zerstört. Ich staunte über die Fassung, womit Beide ihr Einmischen in Alles aufnahmen.

15.

Lustig war es anzuhören, wenn Schiller in's Rechnen kam. Im Anfange unserer Bekanntschaft war er in seinen Geldgeschäften äußerst nachlässig, und da ich viel mit ihm zu berechnen hatte, so wurde nie eine Rechnung anders berichtigt, als indem es ungewiß blieb, ob er mir oder ich ihm noch einige Groschen, oft auch Gulden, schuldig sey. Auf einmal, gegen das Ende der Periode, befleißigte er sich einer Genauigkeit, die an's Kleinlichte grenzte, und er forderte den halben Heller, den er auch ausbezahlte. Er hatte auf einmal rechnen

gelernt. Ich erinnere mich, daß er einst im vollen Ernst berechnete, mit wie wenig der Mensch leben könne, und die ganze Summe belief sich auf sechs Thaler. Die Rechnung war etwa in folgendem Sinne: Man kauft sich einen Laib Brod, man hat an einem halben Kreuzer täglich übrig genug. Man ißt in der Woche einmal eine warme Wurst u. s. w.

16.

Als ich nach Jena kam, hatte sich eben ein Professorenkränzchen gebildet, worin ich auch als Mitglied aufgenommen wurde. Die Gesellschaft war Schiller, Paulus, Niethammer, Reinhold, Schmid, Schütz, die beiden Hufeland, Betsch, Göttling und Fichte. Dazu kamen auch die Frauen, in deren Häusern das Kränzchen war, nachher alle, aber oft auch Goethe, Wieland und Herder, und wenn ein interessanter Fremder durchreiste, wurde er eingeführt. Es war im Anfang sehr lebendig und belehrend, weil alle Fakultäten gegenwärtig waren, und mancher Gegenstand auf das Vielseitigste abgehandelt wurde. Schiller besuchte die Gesellschaft Anfangs mit Vergnügen, aber bald entleidete das große Kind Reinhold ihm die Gesellschaft. Reinhold hatte Aesthetik gelesen. Schiller fing auch Vorlesungen darüber an. Reinhold machte immer sehr große Ansprüche und nahm diese Collision übel. Seine Philosophie fing schon damals an zu stocken, und oft wurden ihm wichtige Einwürfe gemacht. Dadurch verstimmt, kam Reinhold zwar noch in das Kränzchen, aber zog sich immer in den abgelegensten Winkel des Zimmers zurück und sprach kein Wort mehr. Er ließ sich Essen und Trinken von seiner Frau dahin bringen, und Schiller nannte deßwegen die Professorin Reinhold nur Reinholds Raben. Dieses Benehmen mißfiel Schiller, und er gab zwar das Kränzchen noch in seinem Hause, aber er besuchte es nicht mehr.

17.

Schiller mit seinem heiligen, hohen Gemüth haßte die positive Religion, so wie er sie kannte. Er konnte sich lange

nicht vom heftigsten Vorurtheil gegen sie losmachen, denn mit ihr stellten sich ihm alle die Schläge und Qualen, die er beim Unterricht in seiner Jugend erlitten hatte, vielleicht auch die Geschmacklosigkeit, Inconsequenz und Seichtheit des Vortrags zugleich vor. Das gestand er offenherzig. Doch interessirte ihn Religionsphilosophie sehr, und als Fichtes Kritik aller Offenbarung erschien, verschlang er sie, und war von manchen ihrer Ansichten so eingenommen, daß er sie rüstig vertheidigte und den Professor Hufeland, der nicht mit ihm einer Meinung war, im Disputiren einst über eine Stunde hinter einem Schrank, wohin sich dieser zurückgezogen hatte, unter beständigen Demonstrationen festhielt.

Von seinem Vorurtheil gegen die christliche Religion befreite ihn Humboldt (der Gesandte in Rom), welcher sich lange in Jena aufhielt. Dieser sagte ihm einst, wie unbillig seine Haß sey; sein Vorurtheil komme von der Erziehung her. Ihm seye das Aeußerliche derselben meist gleichgültig, ob er es schon fast durchaus für nöthig halte, aber das Innere erfülle ihn mit tiefer Ehrfurcht. Dies fällt in die Zeiten, wo Schiller sich auf Philosophie warf, in deren Abgrund er auch versunken wäre, wenn nicht Goethe, der nun anfing, seinen Umgang zu suchen, und sich oft Vierteljahre lang in Jena aufhielt, ihn herausgerissen und aufgemuntert hätte, seinen Blick auch nach Außen zu richten. Es bildete sich überhaupt damals ein reges und schönes Verhältniß zwischen Schiller und Goethe, wenn nicht von der Seite des leztern ein wenig Künstlerneid manchmal mit eingeflossen wäre; wenigstens weiß ich bestimmt, daß Goethe über mehrere Arbeiten Schillers, besonders über Wallenstein, gegen Andere urtheilte: er überzeuge sich nun immermehr, daß Schiller nie etwas Erträgliches in diesem Fache liefern werde.

18.

Was ich von Schillers frühern Verhältnissen im Auslande erfahren habe, zeigt, durch wie mancherlei traurige Erfahrungen und harte Schicksale er geläutert werden mußte, ehe ein freundliches Gestirn ihm eine glücklichere Lage verschaffte. In Mannheim, ohne alle Welt= und Menschenkennt=

niß, scheint er, wie schon in Stuttgart, die Beute jedes listigen weiblichen Geschöpfs gewesen zu seyn. Oft dankte er gerührt der Vorsehung, daß er nicht Gatte der Tochter des Buchhändlers S. daselbst geworden sey, was nahe war, da sie seinem Ideal von Weiblichkeit so wenig entsprach. Dies erreichte, so viel es überhaupt möglich ist, seine Gattin vollkommen.

19.

In frühern Zeiten seines Aufenthalts im Auslande scheint ihm sein Vater aus guter Meinung manche trübe Stunde gemacht zu haben. Es wohnte in Leipzig ein Kaufmann, Namens Mohl, gebürtig aus Stuttgart, an den sich der Vater oft muß gewendet, und in Ausdrücken von seinem Sohn gesprochen haben (wie die meisten würtembergischen Väter pflegen), die mit seinem schriftstellerischen Ruf und der Achtung, in welcher er um seines hohen Genies willen stand, einen sonderbaren Contrast bildeten. — Mohl ist ein guter Mensch, aber ich kenne ihn, er hat keine Ahnung, daß man etwas mehr bedürfe als Geld, um glücklich zu seyn. Von dem Höchsten, was ein Gemüth, wie Schillers, zu erstreben sucht, mag ihm gar nie etwas zu Ohren gekommen seyn. Dieser Mann verfolgte ihn oft, gewaffnet mit Briefen seines Vaters, mit Ermahnungen, sein schwärmerisches Leben zu lassen, die Verzeihung seines Vaters und des Herzogs Karl zu suchen und — eine Suppe mit ihm zu essen; und die Beweggründe müssen sehr materiell gewesen seyn, weil Schiller im Unwillen gegen ihn sein Haus und, wo er ihn antraf, auch seine Person mied und ihm rund seine Abneigung erklärte. Mohl klagte mir einst, da ich in Leipzig war, er habe es so gut mit Schiller gemeint, dieser aber habe ihn mit Heftigkeit zurückgestoßen. Schiller, mit dem ich nachher darüber sprach, sagte, er sey ein Spion seines Vaters gewesen, dieser habe auf der Solitude alles gewußt, was er in Leipzig gethan und nicht gethan habe, und habe ihm darüber Vorwürfe gemacht wie einem Schulknaben von fünfzehn Jahren.

20.

Besonders interessant war der Sommer des Jahrs, wo die Xenien entstanden. Es waren da in Jena versammelt: Obertribunalrath Körner aus Dresden, ein intimer Freund Schillers, mit seiner Gattin, einem sehr interessanten Weibe, ihre Schwester, eine berühmte Sängerin, Mademoiselle Stock, ehemals Gesellschafterin der Herzogin von Kurland, der Graf Kolle, preußischer Gesandter am churfächsischen Hofe, die beiden Humboldt; Goethe, Wieland und Herder kamen oft; Goethe blieb Monate lang der Tischgenosse Schillers. Da wurden die Angelegenheiten der deutschen Literatur verhandelt, und bei Symposien die Xenien meist verfertigt oder veranlaßt. Alle diese Männer lebten in der innigsten Harmonie, und besonders die beiden Humboldt gaben zu der Unterhaltung reiche Beiträge. (Campe war bekanntlich ihr Hofmeister; sie machten mit ihm Reisen durch Deutschland, Frankreich und die Schweiz. Campe, erzählten sie, habe geglaubt, als Hofmeister überall ein wichtiges Wort sagen zu müssen; unter andern habe er, als sie das Zimmer besehen, wo Rousseau gestorben ist, gesagt: „Zu diesem Fenster ist diese große Seele hinausgefahren!")

21.

Das Verhältniß Schillers zu Wieland war nicht eng; aber Wieland schien hohe Achtung vor Schiller zu haben. Schiller führte mich bei ihm persönlich ein, und die ungeheuchelte Zufriedenheit mit Schillers Besuch leuchtete aus allen Gesprächen und Aeußerungen Wielands deutlich hervor. Schiller sagte voraus, er sey begierig, ob Wieland heute Demokrat oder Aristokrat seyn werde. Er war das letztere, und Schiller, wenn er nicht Aristokrat war, so war er wenigstens Royalist: er hatte eine Vertheidigung Ludwigs XVI. verfertigt, die er der Nationalversammlung zusenden wollte, als die Nachricht von dem Königsmorde ankam. In frühern Zeiten mußte das Verhältniß Wielands zu Schiller enger gewesen seyn. Die Götter Griechenlands erschienen zuerst im Merkur. Mit

hohem Selbstgefühl forderte Schiller so viel Honorar, als ein ganzer Bogen im Merkur kostete, und Wieland zahlte es ihm gerne.

22.

Als einst eine fremde Sängerin durch Weimar kam, veranstaltete die Herzogin Mutter ein Concert, und lud auch Wieland, den sie als einen großen Liebhaber der weiblichen Stimme kannte, dazu ein. Dieser, der alle Abend seine l'Hombrepartie mit einer geschlossenen Gesellschaft alter Herrn machte, ließ der Herzogin sagen, er könne nicht kommen, die Herrn von seiner Partie wären sonst angeführt. Er kam auch nicht. Daß verdroß die Herzogin sehr, und sie trug Schiller, dem sie im Concerte Wielands Geschichte erzählte, auf, er solle dem Wieland sagen: „er sey ein rechter Philister.“ Schiller milderte den Ausdruck gegen Wieland, und Wieland schrieb am andern Tag einen poetischen Brief an die Herzogin, worin er um Verzeihung bat, und so wurde der Friede wieder hergestellt.

23.

Wieland, dieß sey hier im Vorbeigehen bemerkt, war überhaupt ein höchst leidenschaftlicher Spieler. Ich wurde einst in den Weimarischen Clubb mit meinem Eleven eingeführt, der wenig oder nicht l'Hombre zu spielen verstand. Kammerherr v. D. bot mir mit Wieland eine Partie bis zum Schauspiel an; Wieland ließ meines Eleven Entschuldigung, daß er das Spiel nicht hinlänglich kenne, nicht gelten, er mußte mitspielen. Der Zufall wollte es aber, daß mein Eleve ungeheuer Glück hatte, und entweder selbst Solo spielte, oder, wenn Wieland spielen wollte, ihn allemal in der lautern Einfalt führte. Mit jedem Augenblick wurde Wieland heftiger, sprach von Narrenglück u. s. w., mein Eleve immer bescheidener. Es war höchst lächerlich, wie Letzterer sich in großer Verlegenheit mit wehmüthiger Demuth entschuldigte, wenn er wieder einen Solo couleur gewonnen hatte oder Wieland führte,

und Wieland immer mehr die Fassung verlor. Zum Glück schlug die Stunde zum Schauspiel; mein Eleve hatte etwa 6 Thlr. gewonnen.

24.

Schiller hatte sich schon früher durch übermäßigen Genuß von Thee und starkem Kaffee (auch zu meiner Zeit trank er letztern häufig mit Vanille) und Nachtwachen sehr geschwächt. Seine Nächte waren, so lange ich ihn kannte, schlaflos, und die Unordnung in den Stunden des Mittag- und Nachtessens nahm, als ich zum zweiten Mal mit einem andern Eleven nach Jena kam, so sehr überhand, daß der Tag — wenigstens der Morgen — für ihn fast ganz zum Schlaf bestimmt war, und ich traf ihn oft Nachmittags um zwei Uhr als eben aufgestanden und frühstückend an; so wurde das Mittagessen auf Abends acht Uhr zurückgeschoben und die Nächte meistens dem Studiren gewidmet. Seine Scheu vor Fremden wurde damals täglich größer, und er kam jahrelang nicht aus dem Hause. Darin bestärkte ihn noch mehr die Erfahrung, daß es ihm meist übel bekam, wenn er einmal ausging. Die Ursache lag aber nicht im Genusse der freien Luft, sondern im Uebermaß, das er sich gewöhnlich erlaubte; denn er wollte alsdann genießen wie ein Gesunder.

25.

Seine Hypochondrie und seine Scheu vor Umgang mit Menschen war zu der Zeit, als Iffland auf dem Weimarschen Theater eine Suite von Vorstellungen gab, auf's Höchste gestiegen. Schiller sollte auch dabei seyn; nun entstand die große Frage, wie ihn hinüber bringen nach Weimar und wie es möglich machen, daß Schiller die Vorstellung seiner Räuber rc. sehen könne, ohne selbst gesehen zu werden? Der Herzog ließ eine grillirte Loge am Proscenium für ihn zurichten. Goethe nahm ihn mit seiner Familie in sein schönes Haus auf, wo er ihm ein ganzes Stockwerk einräumte. Schiller wurde von Goethe mit beispielloser Schonung behandelt. Kleine Mittag-

essen, wobei fünf bis sechs Personen im Ganzen waren, wurden täglich von ihm gegeben. So saß ich mehrere Male mit Schiller, Goethe, Iffland und noch einem oder dem andern zusammen, es wurden alle Besuche verbeten. Goethe gab eines Abends eine große Gesellschaft nach der Komödie, wo man an kleinen Tischen zu vier Personen aß und wozu auch der Herzog und der Hof kamen. Man versammelte sich in einem Saal, an den mehrere Nebenzimmer stießen. Im hintersten, dessen Thüre nicht geöffnet war, befand sich Schiller; nur einer oder zwei seiner näheren Bekannten gingen zu ihm hinein. Ihnen folgten andere, und so bereitete man ihn vor, daß auch diese Thüre geöffnet werden konnte und er nach und nach an den Anblick einer größern Gesellschaft gewöhnt wurde.

26.

Die Vorstellung seiner Räuber, bei der sich Iffland und alle Mitspielenden die größte Mühe gaben, mißfiel fast allgemein. Schiller mußte die nämliche Empfindung wie das Publikum gehabt haben, er war nach der Vorstellung mürrisch und kränker. So viel ich mich erinnere, gab damals O.C.Rath Böttiger, ein großer Polyhistor, aber ein Pedant, auf den das locker und lose seyn von Goethe, wenn ich mich nicht irre, im höchsten Sinne paßt, etwas über diese Vorstellung heraus.

Von Cotta in Tübingen sprach Schiller immer mit hoher Achtung, und lobte oft seine edle Weise, mit Schriftstellern in Geldsachen zu verfahren. Sie habe ganz nicht das Kleinliche eines grämlichen Buchhändlers. Er äußerte einst, er werde nie aufhören, sein Freund zu seyn.

Der Dichter Malherbe.

1.

François de Malherbe, geboren zu Caen 1556, gestorben zu Paris 1628, ist gewissermaßen als Schöpfer der bessern französischen Poesie anzusehen. Er studirte die Rechte, nahm dann Kriegsdienste, und focht gegen Heinrich den IV., den er später, als er zur katholischen Religion übertrat, besang, wie nachher Ludwig den XIII. Seine Muttersprache zu heben und zu reinigen war seine liebste Beschäftigung; mit der größten Sorgsamkeit feilte er deßhalb an seinen Arbeiten, prüfte jedes Wort, jede Zeile, obgleich er einst im Unwillen selbst äußerte, die französische Sprache tauge im Grunde nur zu Liedern und Vaudevillen. Seine Werke, von denen man viele Ausgaben hat, bestehen in Oden, Psalmen, Stanzen, Sonnetten und Sinngedichten. Ungeachtet die französische Sprache seit der Zeit, da Malherbe lebte, mancherlei Verbesserungen erhalten hat, und auch seine Schreibart jetzt ziemlich veraltet ist, so werden seine Oden doch noch immer geschätzt. Zum lyrischen Dichter fehlte ihm aber Phantasie und tiefes Gefühl; selten findet man eine Spur von Begeisterung, überall dagegen einen hellen Verstand. Die gewöhnlichen Ansichten des Lebens trägt er in guten Versen, in einer schönen Sprache vor.

2.

In seinem Charakter und Benehmen hatte dieser Dichter viel Eigenthümliches, und man hat viele seiner witzigen und sarkastischen Reden gesammelt. Er war rechtlich, fleißig, äußerst genau in seinen Arbeiten, aber auch derb, von finsterer Laune und mürrischem Wesen. Ob er gleich den guten Dichtern nur wenig Verdienst zugestand, so scheint er doch gefühlt zu haben, wer er war. Denn er begegnete selbst den Vornehmen mit vielem Stolze, Geringern mit Härte. Einst speiste er bei dem Bischofe von Rouen, und schlief über der Tafel ein. Am Ende derselben weckte man ihn, um in die Predigt zu geben. „Ich kann," antwortete er, „wohl ohne die Predigt des Bischofs schlafen."

3.

Seinem Bedienten gab er zwanzig Thaler Lohn, und zehn Sous für die täglichen Ausgaben. Dieser, damit nicht zufrieden, stellte seinem Herrn vor, er könne mit einer so kleinen Summe nicht ausreichen. Damit machte er es aber nur noch schlimmer. „Mein Freund," sagte Malherbe, „wenn man seinen Herrn beleidigt, beleidigt man Gott, und wenn man Gott beleidigt, muß man, um Vergebung seiner Sünden zu erlangen, fasten und Almosen geben. Darum ziehe ich dir fünf Sous ab, die ich den Armen geben werde."

4.

Malherbe's Zimmer war aufs Aermlichste möblirt. Da er nur einen Stuhl hatte, so ließ er nie mehr als einen Fremden ein, und rief denen, die anpochten, zu: „Wartet, ich habe keine Stühle für Euch." — Wenn ihn die Armen um Almosen baten, und sagten, daß sie für

ihn zu Gott beten wollten, so pflegte er ihnen zu antworten: „Ihr mögt im Himmel nicht in großer Gunst stehen; es wäre für euch besser, ihr stündet in Gunst bei Höfen.“ Wenn man von der Religion redete, sagte er: „die Religion aller rechtschaffenen Leute ist diejenige, die ihr Fürst hat.“ Nichts war verdrießlicher, als ihm zuzuhören, wenn er seine Verse ablas, indem er bei seiner schwachen, unangenehmen Sprache wenigstens sechsmal ausspuckte, ehe er vier Zeilen herausbrachte. Daher sagte der Ritter Marino: er habe nie einen feuchtern Menschen und einen trockenern Dichter gesehen als Malherbe. Er las einst seinem Freunde Racan Verse vor, und fragte ihn nachher um sein Urtheil. Dieser entschuldigte sich und sagte: er habe nicht recht verstanden, weil Malherbe die Hälfte davon verschluckt habe. Dieß verdroß diesen, und er sagte: „Fürwahr, wenn Sie mich böse machen, so verschlucke ich den ganzen Plunder; die Verse sind mein, weil ich sie gemacht habe, und ich kann folglich damit anfangen, was mir beliebt.“ Gegen die Wissenschaften, und besonders gegen solche, die bloß zum Vergnügen dienen, zeigte er eine gewisse Verachtung, und meinte z. B., es sey thöricht, sich der Poesie zu widmen, denn ein guter Poet sey dem Staate nicht mehr nütze, als ein guter Kegelschieber. Obgleich die Poesie sein Hauptwerk war, sagte er doch einst zu Racan: „Die Nachwelt wird uns Beide einst für Narren halten, daß wir die beste Zeit des Lebens auf eine Kunst gewendet haben, die dem Staat und uns selbst so wenig Nutzen bringt.“

5.

In seiner letzten Krankheit wollte Malherbe nicht beichten, weil er, wie er sagte, es nur an Ostern zu thun gewohnt sey. Einer seiner Freunde und Schüler in der Dichtkunst stellte ihm aber vor, daß, da er gelebt habe wie andere Menschen, er auch wie sie sterben möchte. Er fragte hierauf: „was dieß heiße?“ und als jener ant=

wortete: „wenn andere Menschen sterben, so beichten sie und lassen sich die Sakramente reichen;“ erwiederte er: „Sie haben Recht, lassen Sie mir einen Pfarrer holen.“ Da ihm sein Beichtvater sterbend von den Freuden des ewigen Lebens in verworrener Rede allerlei vorsagte, sprach er: „O schweigen Sie, Ihr schlechter Styl könnte mir die Freuden des ewigen Lebens verleiden.“

Napoleons Unterredung mit Wieland.

1.

Im Herbst des Jahres 1808 hielten sich einige der Fürsten, welche der Congreß zu Erfurt vereint hatte, an dem Hofe zu Weimar mehrere Tage auf. Napoleon gehörte zu dieser Zahl. Er hatte eine Gesellschaft französischer Schauspieler in seinem Gefolge, die dort das Schauspielhaus mietheten, und am 6. October ein Trauerspiel von Voltaire: der Tod Cäsars, darstellten. Wieland war bei der Darstellung, worin Talma auftreten sollte, gegenwärtig, und nahm nach seiner Gewohnheit seinen Platz in einer Seitenloge des zweiten Ranges ein, die für die großherzogliche Familie aufgehoben war. Napoleon konnte die Augen nicht in die Höhe richten, ohne ihn sogleich zu sehen. Kaum hatte er ihn erblickt, so fragte er: „wer wohl der ehrwürdige Greis wäre?" Wieland trug nämlich ein Käppchen von schwarzem Sammt, dem ähnlich, was gewöhnlich die katholischen Priester tragen, weil er kahlköpfig war und keine Perücke leiden konnte. Der Fürst Primas hatte dem französischen Kaiser geantwortet, es sey der berühmte Wieland. Nach dem Schauspiele war Ball, und da Napoleon den Dichter hier zu sprechen wünschte, so sandte man ihm sogleich einen Hofwagen. Wieland erschien gegen halb eilf Uhr Abends in seinem gewöhnlichen, sehr einfachen, aber immer anständigen Anzuge. Er selbst erzählte von seiner Unterredung mit Napaleon folgendes.

2.

„Kaum war ich einige Minuten in dem Saal, als der Kaiser auf mich zukam. Die Herzogin von Weimar stellte mich ihm mit dem gewöhnlichen Ceremoniel vor, und er sagte mir sehr leutselig — das Gewöhnliche, indem er mich zugleich scharf ins Auge faßte. Schwerlich hat wohl jemals ein Sterblicher die Gabe, einen Menschen gleich auf den ersten Blick zu durchschauen und wegzuhaben, in einem höheren Grade besessen, als Napoleon. Er sah, daß ich, meiner leidigen Celebrität zu trotz, ein schlichter, anspruchloser alter Mann war, und da er, wie es schien, auf immer einen guten Eindruck auf mich machen wollte, so verwandelte er sich augenblicklich in die Form, in welcher er sicher seyn konnte, seine Absicht zu erreichen. In meinem Leben habe ich keinen einfachern, ruhigern, sanftern und anspruchlosern Menschensohn gesehen. Keine Spur, daß der Mann, der mit mir sprach, ein großer Monarch zu seyn sich bewußt war. Er unterhielt sich mit mir wie ein alter Bekannter mit seines gleichen, und, was noch keinem Andern meines gleichen widerfahren war, an anderthalb Stunden lang in Einem fort und ganz allein zum Erstannen aller Anwesenden. Das Trauerspiel, welches diesen Abend vorgestellt worden war, hatte unsere Unterredung auf Julius Cäsar geleitet. Diesen erklärte er für einen der größten Köpfe in der Weltgeschichte, ja, fügte er hinzu, er würde ohne Ausnahme der größte seyn, wenn er nicht einen einzigen, ganz unverzeihlichen Fehler gemacht hätte. Ich errieth nicht, welchen Fehler er meinte, wollte jedoch nicht fragen. Da er mir indessen die Frage am Auge ablesen mochte, so fuhr er sogleich fort: Sie wollen ihn wissen, diesen Fehler? Cäsar kannte ja längst die Menschen genau, die ihn auf die Seite schafften, und so hätte er sie auf die Seite schaffen müssen. — Wenn Napoleon hier in meiner Seele hätte lesen können, so würde er gelesen haben: Du wirst dir freilich diesen Fehler nicht lassen zu Schulden kommen.“

3.

Von Julius Cäsar kam das Gespräch auf die Römer überhaupt, die römische Kriegskunst und Politik, welche alle an Napoleon einen großen Lobredner hatten. Desto schlimmer kamen die Griechen weg. Aus diesem *ewigen* Zank einer Menge kleiner Republiken um wahre Erbärmlichkeiten, sagte er, was kann da herauskommen? Die Römer aber hatten ihren Sinn auf das Große gerichtet, und da kam auch das Große heraus, diese ungeheure Gewalt des römischen Reichs, die der ganzen Welt eine andere Gestalt gab, und in der Weltgeschichte Epoche macht. Ich erinnerte den Kaiser an die Literatur und Kunst der Griechen, er versetzte aber: „Es *läuft doch* alles auf Zänkereien hinaus.“ Indeß sprach er hierauf rühmend vom Homer, dem er jedoch den Ossian vorzog. So kam das Gespräch auf die Poesie, in *welcher* Napoleon nur die ernste Gattung, das Starke, Erhabene, Pathetische schätzte, meinend, die andere Gattung spanne nur ab und mache weichlich. Ueber Ariosto erklärte er sich kaum so gut als der Kardinal Hippolito von Este, ja er äußerte sich mißbilligend über alle ähnliche Poesie, wobei er freilich nicht wissen mochte, daß er mir selbst eine Ohrfeige gab. Ueberhaupt aber ging aus allen seinen Aeußerungen über Poesie besonders *hervor*, daß er so ein Ding, was die Deutschen Gemüth nennen, durchaus nicht habe, und ungeachtet der Mann ungemein freundlich und verbindlich gegen mich war, so kam es mir doch zuweilen vor, als sey er aus Bronze gegossen. Indeß hatte er es doch dahin gebracht, daß ich ganz offen ihm endlich die Frage vorlegte: wie es denn komme, daß der Cultus, den er in Frankreich reformirt habe, nicht philosophischer und dem Geiste unserer Zeit angemessener ausgefallen sey? Lächelnd erwiederte er: „Ja, mein lieber Wieland, für Philosophie ist er auch nicht gemacht, denn die Philosophen glauben weder an mich noch an meinen Cultus, und den Leuten, die daran glauben, kann man nicht Wunder genug thun und thun lassen. Wenn ich einmal eine Religion für Philosophie

stiften könnte, die sollte freilich anders beschaffen seyn." An diesen Faden spann sich nun das Gespräch über Religion fort, wobei Napoleon den Skeptiker so sehr machte, daß er die historische Existenz Christi bezweifelte. Das war ein sehr alltäg'icher Skeptizismus, den er da auskramte, und ich fand an seiner Freigeisterei nichts zu bewundern als die Offenheit, mit der er mir sie Preis gab.

4.

Es war nahe an zwölf Uhr, da ich endlich zu fühlen anfing, daß ich das Stehen nicht länger ertragen könne. Ich nahm mir also eine Freiheit heraus, deren sich schwerlich irgend ein anderer Deutscher oder Franzose unterstanden hätte. Ich bat Seine Majestät mich zu entlassen, weil ich mich nicht stark genug fühle, das Stehen länger auszuhalten. Er nahm es sehr gut auf. „Gehen Sie," sagte er mit freundlichem Ton und Miene, „gehen Sie, guten Abend."

Einige Zeit nach dieser Unterredung sandte Napoleon dem Dichter das Kreuz der Ehrenlegion.

Der Dichter Zinkgräf.

1.

Nachdem Martin Opitz in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts angefangen hatte, das öde liegende Feld der deutschen Dichtkunst mit Glück anzubauen, standen in ganz Deutschland Versmacher auf, deren Zahl allmählig unglaublich groß ward. Nur wenige von ihnen konnten aber auf poetisches Verdienst einigen Anspruch machen. Unter denen, die durch Naturanlage und reineren Kunstberuf, so wie durch Verdienstlichkeit und Güte ihrer Leistungen sich bemerklich machen, ist Zinkgräf keineswegs der Letzte.

2.

Julius Wilhem Zinkgräf war am 3. Juni 1591 zu Heidelberg geboren, wo sein Vater als kurpfälzischer Rath angestellt war, den ihm der Tod entriß, als er im neunzehnten Lebensjahre stand. Er hatte sich dem Studium der Rechte gewidmet, und verdankte seine wissenschaftliche Ausbildung der Schule und den akademischen Hörsälen seiner Vaterstadt. Nach Vollendung seines wissenschaftlichen Cursus begab er sich auf Reisen, und verweilte drei Jahre in der Schweiz, in Frankreich, England und den Niederlanden. Erst nach seiner Rückkunft nahm er

in Heidelberg die juristische Doctorwürde an, und blieb bei seiner Mutter, bis sie 1619 starb.

3.

Der verheerende dreißigjährige Krieg, welcher in Böhmen ausgebrochen war, wälzte sich bald nach der Pfalz, und wüthete furchtbar in der paradisischen Gegend. Zinkgräf verließ die verwüstete Heimath und begab sich nach Heilbronn, kehrte jedoch nach einiger Zeit wieder in die Vaterstadt zurück, und wurde Generalauditeur der daselbst liegenden Besatzung. Als aber die Baiern 1623 Heidelberg eroberten, verließ er die Stadt zugleich mit der Besatzung. Bei dieser traurigen Veranlassung verlor er, durch die plündernden Feinde, beinahe alles das Seinige. Er wendete sich zuerst nach Frankfurt, bald darauf aber nach Straßburg, und trat daselbst als Reisesecretair in die Dienste des französischen Gesandten Marescot, in dessen Begleitung er auch verschiedene Reisen an die vornehmsten deutschen Höfe machte. Während derselben überfiel ihn zu Stuttgart ein hitziges Fieber, welches ihn nöthigte, daselbst zurück zu bleiben und den Gesandten zu verlassen. Als er wieder genesen war, begab er sich abermals nach Straßburg, und von da nach Worms, wo er bis 1626 blieb. In diesem Jahre verheirathete er sich mit einer Wittwe, Namens Patrik, einer gebornen Mordeck, der Tochter eines hessischen Kommissairs zu St. Goar.

4.

Zinkgräf erhielt nun endlich eine Anstellung und zuverlässige Bestimmung in seinem Vaterlande, indem er zuerst Landschreiber in Kreuznach, und darauf im Oberamt Alzei wurde. Allein die Schlacht bei Nördlingen 1634, welche für die Evangelischen so unglücklich endete, störte abermals seine friedliche Bestimmung. Da die kriegerischen Unruhen in der Unterpfalz von Neuem immer weiter

um sich griffen, so entschloß er sich, zu seinem Schwiegervater nach St. Goar zu ziehen. Unterwegs aber wurde er von den weimarschen streifenden Parteien überfallen, verwundet und geplündert. In diesem traurigen Zustande kam er zu seinem Schwiegervater, und lebte daselbst noch einige Zeit mit den Seinigen, bis er am 1. November 1635 von der damals wüthenden Pest hingerafft wurde.

5.

Zinkgräf war ein Mann von vielen gelehrten Kenntnissen und einer ausgebreiteten Belesenheit. Daß er ächtes poetisches Talent hatte, beweisen seine Gedichte, die sich besonders durch Leichtigkeit der Versifikation und einen gefälligen Ideengang vortheilhaft auszeichnen. Seine lyrischen Gedichte haben mehr natürliche Leichtigkeit und Anmuth, als die seines Meisters Opitz, nur weniger prosodische Regelmäßigkeit. An vaterländischem Kraftsinne stand er ihm nicht nach; das Soldatenlob ist eine gelungene freie Nachbildung der Kriegslieder des Tyrtäus. Unter seinen Sinngedichten befinden sich mehrere sinnreiche, einige vortreffliche. Den meisten Ruhm erwarb er sich durch seine oft gedruckten „deutsche Apophthegmata, das ist, der Deutschen kluge Sprüche;“ eine für Sprach- und Sittengeschichte gleich reichhaltige Sammlung merkwürdiger Lebenszüge, gesunder Einfälle und heimathlicher Witzspiele. Der freie deutsche Sinn und die sentenziöse, oft lakonische Kürze, die durchgängig darin herrschen, machen ihr Daseyn vor vielen andern Schriften derselben Zeit merkwürdig, und als solche sind sie werth, nachgelesen und der Vergessenheit entrissen zu werden. Eine kleine Auswahl möge zum Beweise dienen.

6.

1. Als Kaiser Rudolph von Habsburg immer mehr Land und Leute an sich brachte, und zuletzt zum römi-

chen Kaiser erwählt ward, rief sein Feind, der Bischof von Basel: „Sitze fest, lieber Herr Gott, oder Rudolph wird dir auch deinen Stuhl noch einnehmen."

2. Willegiß, der erste Kurfürst von Mainz, war schlechten Herkommens und von einem Wagner in dem sächsischen Dorfe Stroningen erzeugt. Der ließ allenthalben in seinen Gemächern Räder an die Wände malen, und diese Worte mit großen Buchstaben dabei: „Willegiß, Willegiß, deiner Abkunft nicht vergiß."

3. Ein Deutscher sprach mit einem Schweizer von den innerlichen Zwistigkeiten und Mißverständnissen in der Eidgenossenschaft, und gab ihm zu verstehen, daß sein Vaterland unter diesen Umständen wohl gar bald der Raub eines Dritten werden könne. Da antwortete der Schweizer: „Ich und mein Weib hadern auch oft, und nehmen uns tüchtig bei den Köpfen. Aber wenn ein fremdes Schwein in unsern Garten kommt, laufen wir beide zu, und werfen es mit Prügeln hinaus."

4. Als die Deutschen und Franken anfingen, die kurzen Röcklein und Mäntelchen der Walen oder Gallier zu tragen, sagte Kaiser Karl im Zorne zu ihnen: „Sehet zu, meine Deutschen und freie Franken, das bedeutet nichts Gutes, daß ihr derjenigen Kleidung an euch nehmet, die ihr doch überwunden habt. Nehmt ihr ihnen ihre Kleidung, so werden sie euch euer Herz nehmen. Was sollen diese welschen Lumpen, die kaum den halben Leib bedecken und weder vor Hitze noch vor Kälte gut sind?" — Er führte seine Hofleute in ihren seidenen Gewändern zur Regenzeit auf die Jagd, durch Hecken und Dornen, und dann an den Kamin zurück zur Tafel. Bei dem kläglichen Zustande ihrer Kleider sagte er: „Seht, mein Wolfspelz ist viel besser, und kostet einen Schilling."

5. Der Kurfürst Johann von Sachsen antwortete, als ihm einige seiner Räthe riethen, er solle nicht Studenten und Schreiber aus seinen Söhnen ziehen, sondern sie zur Jagd, Reiterei und ritterlichen Tugenden abrichten lassen: „Es lernt sich wohl von selber, wie

man zwei Beine über ein Pferd hängen soll, Hasen fangen und dergleichen, aber — —"

6. Der deutsche Dichter Conrad Celtes bemerkte auch in seinem Zeitalter schon schwache Fürsten, ohne eigenen Entschluß, die blos Organe ihrer Höflinge waren. „Sie sind Orgeln," sprach er, „die nicht pfeifen, wenn nicht ein Anderer Wind in sie bläst."

7. Friedrich Lingensheimb sagte, als ihm seine Einsamkeit vorgeworfen wurde: „Kühe und Schaafe gehen mit einander, der Adler fleucht allein."

8. Janus Gruter, Lehrer der Geschichte und Bibliothekar zu Heidelberg, pflegte von Machiavelli zu sagen: „Jedermann schilt ihn und Jedermann praktizirt ihn."

9. Lorenz Zinkgräf hatte zum Sprichwort, wenn er fröhlich war: „Laßt uns lustig seyn, über hundert Jahre sind die Heiden hier." Er meint wohl die Neumodischen.

10. Herzog Johann Kasimir pflegte zu sagen: „Es ist besser, wir binden unser Pferd an des Feindes Zaun, als daß der Feind binde sein Pferd an unsern Zaun."

11. Der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen sagte: „Das Bauerleben sey das allerseligste Leben, denn es wachse ihnen in die Hand, was Andere kaufen müßten." Vom Hofleben sagte er: „Bei uns Herren kann man sich wohl wärmen, aber auch verbrennen." Als dieser Kurfürst von dem Reichstage in Köln zurück kam, wo der mächtige Karl der Fünfte zum Kaiser gewählt worden war, fragte er seinen Rath Fabian von Feiditsch, wie ihm diese Wahl gefalle: „Recht wohl," antwortete dieser, „denn die Raben müssen einen Geier haben."

12. Als Kaiser Sigismund fragte, wie er sein Leben anstellen sollte? antwortete Dietrich, Erzbischof von Köln: „wie er zu thun verheißen hätte, wenn ihn der Stein, das Podagra und andere Krankheiten plagten."

13. Kaiser Heinrich der Zweite sagte, wenn er ei-
en Menschen in stolzen Kleidern sah: „Dich werden die
Würmer, und deine Kleider die Schaben fressen.“

14. Kaiser Friedrich hat gesagt: „Wenn man einen
lten höflich ums Leben bringen will, so soll man ihm
n jung Weib geben.“

15. Albrecht, Markgraf von Brandenburg, hatte
iese Rede im Gebrauch, wenn er seine Diener lange
ehen sah, daß er sagte: „Setzt euch nieder, denn die
Beine werden euch nicht vom Hofe geliefert.“

16. Ein Schenk von Limburg kam zu dem Herzog
hristoph von Würtemberg, als derselbe eben unter sei-
en wohlbezechten Höflingen an der Tafel saß. „Ihr
indet hier,“ sprach der Herzog, „den Hirten in der Mitte
einer Schaafe.“ — „Aber es dünkt mich,“ sprach der
Schenk, „ihr kommet mit euren Schaafen eben von der
Tränke.“

17. Pabst Hadrian der Sechste hat oft gesagt:
Wenn er einen Feind hätte, so wüßte er demselben
eine größere Plage anzuwünschen, denn daß er Pabst
eyn sollte.“ — Von den Beförderungen der Verwandten
u geistlichen Aemtern hat er gesagt: „Man soll Zion
icht mit Geblüt erbauen.

18. Der Arzt Johann Rhodus zu Marburg hatte
ein Haus übertünchen und mit allerlei Gaukeleien be-
malen lassen. Ein vornehmer Herr, der vorüber ging,
rief ihm zu: „An Ihrem Hause sieht man ja eine Menge
Narren.“ — „Sie haben Recht,“ erwiederte Rhodus,
„es gehen ihrer aber weit mehrere vorüber.“

19. Der Prediger zu Straßburg, Geiler von Kei-
ersberg, hörte einen sonst ehrlichen und braven Mann
wegen eines kleinen Fehlers bitter tadeln und lästern.
„Das darf euch nicht irren,“ sprach er, „denn man sieht
die Flöhe leichter auf dem weißen Tuche, als auf einem
chwarzen.“

20. Klaus von Ranstett, Hofnarr des Kurfürsten
Friedrich von Sachsen, sah einen Betrunkenen durch die

Straße taumeln. Als derselbe in die Nähe einer Pfütze kam, faltete Klaus die Hände und sprach: „Stoße zu, du frommer Wein, da kommt das Schwein zu seinem Bade."

21. Till Eulenspiegel bat einige Fürsten und Adeliche um ein Almosen, und führte den Grund an, sein Handwerk nähre ihn nicht mehr. Auf die Frage, was er für ein Handwerk habe, erwiederte er: „er sey ein Brillenmacher und seine Waare gehe nicht ab, weil die großen Herren jetzt nicht mehr durch die Brillen, sondern durch die Finger sehen."

Voltaire.

Scenen aus seinen letzten Lebensjahren.

1.

Die letzte Reise des alten Dichters von Fernay nach Paris glich einem Triumphzuge. Zwar suchte er unterwegs allen Ehrenbezeugungen auszuweichen, sie unterblieben aber darum doch nicht. Unter andern fuhren nicht die Postillone, sondern die Postmeister selbst seinen Wagen. Einer derselben, der seines hohen Alters wegen nicht mehr reiten konnte, empfahl den Reisenden der besondern Sorgfalt des ersten Postillons, und setzte hinzu: „Bedenke, was das für eine Ehre ist, einen so großen Mann zu fahren. Es gibt in Europa zehn Könige, aber in der Welt nur einen einzigen Voltaire."

2.

Als Voltaire am 10. Februar 1778 in Paris ankam, erschien er in einem himmelblau angestrichenen und mit Sternen bemalten Wagen; ob dieß eine satyrische oder irgend eine andere Bedeutung haben sollte, läßt sich mit Gewißheit nicht sagen. Vielleicht wollte er sich blos auszeichnen, damit man ihn, wenn er in der Stadt herumführe, gleich erkenne; und vielleicht glaubte er auch, daß

seine Reise nach Paris, einer Reise nach dem Himmel gleich wäre. Wirklich war seine Ankunft ein Fest der Freude für den ersten und größten Theil der Stadt. Die Könige von Dänemark und von Schweden, und der Kaiser, die einige Zeit vorher da gewesen waren, hatten kein solches Aufsehen, keine solche Neugierde erregt. Man sprach von nichts als von Voltaire. Die französische Akademie ernannte eine Deputation ihn zu bewillkommnen; statt der sonst gewöhnlichen zwei wurden aber drei Deputirte ernannt, an deren Spitze sich der Prinz von Beauveau befand. Ein großer Theil der Mitglieder der Akademie vermehrte das Gefolge. Auch die französischen Schauspieler bezeugten ihm in corpore ihre Huldigung, und die berühmte Clairon hielt knieend eine Anrede an ihn. „Meine Herren," erwiederte Voltaire darauf, „ich lebe nur durch Sie und für Sie;" ein Beweis, daß er seine dramatische Wirksamkeit für die bedeutenste hielt, und wirklich waren auch dramatische Arbeiten die letzten Beschäftigungen seiner Feder. Der Besuche von Prinzen, Ministern, Damen und Gelehrten waren so viele, daß sich der Dichter fast dadurch erdrückt fühlte. „Ich werde erstickt," sagte er, „aber mit Rosen." Unter andern besuchte ihn auch Franklin, der sich damals als bevollmächtigter Minister der nordamerikanischen Staaten in Paris aufhielt. Er hatte seinen Enkel, indem er die Visite machte, bei sich. „Mein Sohn," sagte er zu diesem, „falle auf die Kniee vor diesem großen Manne." Der Jüngling that dieß, und bat um seinen Segen. Voltaire legte die Hand auf seinen Kopf, und segnete ihn mit den beiden Worten: „Gott und Freiheit!"

3.

Die Beschwerden der Reise, die beständige Unruhe und die neue Lebensweise, in die sich Voltaire versetzt sah, äußerten bald den nachtheiligsten Einfluß auf seine schwache Gesundheit. Indessen verließ ihn seine Munterkeit nicht. Da er die Aufführung seines neuen Trauerspiels „Irene" beschleunigen wollte, so ließ er die

Acteurs und Actricen zu sich kommen, um einige Scenen zu probiren. Bei einiger dieser Uebungen griff er sich selbst so stark an, daß ihm ein Gefäß in der Brust sprang. Kaum hatte ein junger Abbé die Gefahr vernommen, in welcher sich der Dichter befände, so eilte er herbei — um ihn zu beichten. Voltaire empfing ihn mit kaltsinniger Höflichkeit, nahm indeß, um seiner voreiligen Dienstfertigkeit nicht weiter ausgesetzt zu seyn, den Abbé Gautier zu seinem Beichtvater an, und sagte ihm, daß er, wie es in den ersten Zeiten der christlichen Kirche gebräuchlich gewesen, öffentlich beichten wolle. Gautier forderte aber vor allen Dingen dem freigeisterischen Philosophen sein Glaubensbekenntniß ab, welches dieser indessen nach völlig katholischer Norm ablegte. Allein der Erzbischof von Paris, dem davon Nachricht gegeben wurde, war damit nicht zufrieden. Er schrieb dem Abbé Gautier selbst ein Glaubensbekenntniß vor, das Voltaire gerichtlich unterzeichnen lassen sollte, und welches mit den Worten anfing: „Ich bekenne, daß ich auf eine boshafte Weise die Gottheit Jesu Christi gelästert habe.“ Kaum hatte aber Voltaire diesen Anfang gelesen, so entließ er seinen Beichtvater mit den Worten: „Für heute mag es genug seyn! Lassen Sie uns die Scene nicht noch blutiger machen.“ Diese Worte hatten Bezug auf sein Blutspeien; im Publikum glaubte man inzwischen, er habe wirklich gebeichtet.

4.

Das neue Trauerspiel Irene wurde endlich am 16. Mai vor einem sehr glänzenden Auditorium zum erstenmal aufgeführt. Die ganze königliche Familie war zugegen, und das Stück wurde mit unbegrenztem Beifalle aufgenommen. Die französische Akademie wünschte dem Dichter Glück dazu, und stellte seine Büste neben die von Corneille. Das Publikum hatte immer gewünscht, den Verfasser bei der Aufführung selbst gegenwärtig zu sehen, und da seine Krankheit inzwischen etwas nachge-

lassen hatte, so entschloß er sich, dem allgemeinen Wunsche Gehör zu geben, und der sechsten Vorstellung seines Stücks beizuwohnen.

Das Publikum war auf die Erscheinung des Dichters im Theater vorbereitet. Eine erwartende Menge füllte den großen Vorhof des Schauspielhauses. Kaum erschien der außerordentliche Mann in seinem außerordentlichen Wagen, als ein jeder ausrief: „Hier ist er!“ Die Savoyarden, die Fruchthändlerinnen und das ganze versammelte Volk waren gegenwärtig, und das Geschrei, „es lebe Voltaire!“ hatte kein Ende. Der Marquis von Villette, bei dem er wohnte, und der schon vorher gekommen war, empfing ihn mit dem Prokurator Clause, als er aus dem Wagen stieg. Beide unterstützten ihn mit Mühe, und retteten ihn kaum von den Umarmungen der begierigen Menge. Bei seinem Eintritt ins Schauspielhaus versammelte sich um ihn eine glänzendere Gesellschaft, die von dem wahren Enthusiasmus des Genies ergriffen war. Besonders stellten sich ihm die Damen in den Weg, damit sie ihn desto besser sehen könnten. Man bemerkte sogar, daß einige zitternd sein Kleid berührten, und einige andere etwas Pelz aus seinem Rocke rissen.

5.

Der Heilige dieses Abends sollte sich zwischen seine Nichte, der Madame Denis und Madame von Villetti setzen, und das Paterre erwartete mit Sehnsucht den Augenblick, wo der Dichter erscheinen sollte. Er kam, und man verlangte sogleich eine Krone. Der Schauspieler Brissand näherte sich ihm, um sie auf sein Haupt zu setzen. Voltaire rief aus, indem er vor Freuden weinte und die Ehre ausschlug: „Ach Gott, wollen Sie denn, daß ich hier sterbe?“ Er nahm die Krone, und überreichte sie seiner schönen Nachbarin. Sie wollte sie nicht annehmen, bis der Prinz von Beauveau den Lorbeer ergriff, und ihm wieder auf das Haupt des französischen Sophocles setzte. Ein noch größerer Triumph aber ward bis zu Ende des Stücks aufbehalten. Voltaires Büste ward aus

der Akademie geholt und auf ein Fußgestell gesetzt, das zu diesem Behufe auf der Bühne stand. Die Schauspieler umringten dieselbe in einem halben Zirkel, und hielten jeder einen Blumenkranz in der Hand.

6.

Hierauf ward der Büste eine Krone aufgesetzt; das Geräusch der Trompeten, Trommeln und Pfeifen kündigte die Ceremonie an, und Madame Vestris deklamirte mit einem der ganzen Scene angemessenen Nachdruck die Verse:

Aux yeux dc Paris enchanté
Reçois en ce jour un hommage,
Que confirmera d'age en age
La sevère postérité
Non, tu n'as pas besoin d'atteindre au noir rivage,
Pour jouir des honneurs de l'immortalité;
Voltaire, reçois la couronne,
Que l'on vient de te prèsenter,
Il est beau de la mériter,
Quand c'est la france qui la donne. *)

Diese Verse mußten auf Verlangen des Publikums wiederholt werden.

7.

Die Schauspieler näherten sich nun nach der Reihe der Statue, neigten sich vor derselben, und jeder setzte ihr einen Lorbeerkranz auf. Weil die Schauspielerin Fanier in einem fanatischen Entzücken die Statue küßte,

*) Empfange heute vor den Augen des entzückten Paris die Huldigung, welche die strenge Nachweit von einem Zeitalter zum andern bestätigen wird. Voltaire, du brauchst nicht erst an den schwarzen Ufern des Styx zu erscheinen, um die Ehre der Unsterblichkeit zu genießen. — Empfange die Krone, die man dir darreicht; es ist schön, sie zu verdienen, wenn Frankreich sie gibt.

so ward sie auch von jedem andern Schauspieler geküßt. Beim Aufsetzen jedes Lorbeerkranzes riefen die Zuschauer: „Es ist das Publikum, das ihn aufsetzt.“ Und dieses Publikum war nicht das gemeine Volk; das Schauspielhaus war voll von Prinzen, Ministern, Gesandten, Herzogen, Pairs, den angesehensten Damen und den ersten Gelehrten, die zusammen den Ton angaben. Die Freudenbezeugungen dauerten unausgesetzt vier Stunden fort, und wurden in hunderterlei Ausdrücken bezeugt. „Es lebe Herr von Voltaire! Es lebe der französische Sophokles!“ riefen die einen und andern: „Es lebe der Philosoph, der die Welt denken gelehrt hat! Es lebe der Vertheidiger von Calas!“ u. s. w.

Als die Vorstellung ganz zu Ende war, mußte Voltaire noch einen neuen Sturm aushalten. Er saß eben in seinem Wagen, als die versammelte Menge ihn nicht fortlassen wollte. Die Pferde wurden angehalten, und von einigen sogar geküßt. Verschiedene junge Dichter riefen aus, daß der neuere Apollo vom Volke nach Hause gezogen werden müßte; da aber der Haufe nicht aus lauter Dichtern bestand, so fand sich keine hinlängliche Anzahl Enthusiasten zur Ausführung des Vorschlags. Indessen hörte Voltaire auf seinem Wege ein ewiges Vivatgeschrei.

8.

So groß war die Vergötterung des Dichters, und so groß das Rasen der Nation. Als er nach Hause kam weinte er wieder, und betheuerte, daß er nicht ins Schauspielhaus gegangen wäre, wenn er nur die geringste Idee von dem, was vorgegangen, gehabt hätte. Er versank bald in eine Art von Schwermuth, und sagte seufzend: „Ich bin nur nach Paris gekommen, meinen Ruhm und mein Grab zu finden.“ Da ihm seine Schwäche nicht erlaubte, die Reise in seine Einsamkeit anzutreten, so kaufte der reiche Dichter ein prächtiges Haus, und richtete sich auf einen hohen Fuß ein. Aber die Herstellung seiner Gesundheit, die er hoffte, erfolgte nicht. Die vielen

Aufregungen seines Gemüths, verbunden mit ununterbrochenen literarischen Arbeiten, und die Veränderungen der gewohnten Lebensweise wirkten dergestalt auf seinen geschwächten Körper, daß er nicht lange mehr leben zu können schien. Der unmäßige Gebrauch des Kaffee's, an den er sich gewöhnt hatte, raubte ihm fast gänzlich den Schlaf. Man rieth ihm, Opium zu gebrauchen, allein eine starke Dosis, die er ohne den Rath eines Arztes nahm, stürzte ihn in eine Schlafsucht, die bald tödtlich wurde.

9.

Voltaire lag schon ohne Besinnung in den letzten Zügen, als der Oberpfarrer von St. Sulpice und der Abbé Gautier herbeikamen, um zu versuchen, ob sie den Sterbenden nicht bestimmen könnten, sich den Ceremonien zu unterwerfen, welche erfordert werden, um als ein katholischer Christ aus der Welt zu scheiden. Der Oberpfarrer näherte sich dem Bette des Sterbenden und fragte ihn, ob er die Gottheit Jesu Christi glaube? Voltaire war zu betäubt, um die Frage verstehen zu können. Man sagte ihm darauf, daß sein Beichtvater, der Abbé Gautier, da sey. „Der Abbé Gautier, mein Beichtvater?" antwortete er mit schwacher Besinnung, „machen sie ihm mein Compliment." Der Oberpfarrer von St. Sulpice fuhr nach dieser Antwort dennoch fort, den Kranken mit seinen Reden zu quälen. Er wiederholte die obige Frage; Voltaire gab ihm in seinem betäubten Zustande eine befremdende Antwort, und starb bald darauf (den 31. März 1778) ohne die Sakramente empfangen zu haben.

10.

Der Erzbischof von Paris soll dem Dichter wegen seiner Irreligiosität durchaus ein christliches Begräbniß verweigert haben. Um alles Aufsehen und die Wider-

setzung von Fanatikern zu vermeiden, ließen die Freunde des Verstorbenen seinen Leichnam einbalsamiren, ihn des Nachts in einer Postchaise nach der Abtei Sellieres bringen, und in der dortigen Kirche begraben. Der Bischof von Troyes, unter dessen Diöcese die Abtei stand, schickte sogleich, wie kaum die Sache ruchbar wurde, einen Befehl ab, Voltaire nicht zu begraben; allein, wie der Befehl ankam, war es schon zu spät. Sein Leichnam wurde in der Folge nach Romilly gebracht, und hier ruhte er bis zum Jahr 1791, wo er durch ein Decret der Nationalversammlung, in feierlicher Procession nach Paris geführt, und im Pantheon (der alten Genovevenkirche) beigesetzt wurde.

So verändern sich die Zeiten, die Meinungen und Sitten.

Allerlei von Gelehrten und Büchern.

1.

Acosta, Uriel, ein portugiesischer Edelmann, geboren gegen Ende des 16. Jahrhunderts, katholisch erzogen, kam unter allerlei Zweifeln endlich auch auf den seltsamen Einfall, daß unter allen Religionen die jüdische allein die wahre sey. Auch seine Mutter und Brüder steckte er mit dieser Grille an; sie gingen zusammen nach Amsterdam, vereinigten sich mit der dortigen Synagoge und ließen sich beschneiden. Bald merkte aber Uriel, daß die Religion Mosis und die der heutigen Juden höchst verschieden sey, und da er sich dieß auffallend merken ließ, sagte man ihm, er müsse entweder alle üblichen Vorschriften des Judenthumes erfüllen, oder erwarten, das ihn der Bann treffe.

Das Letztere geschah, und zwar so auffallend, daß selbst seine Brüder sich nicht getrauten, mit ihm ein Wort zu reden. Er suchte sich in einer eigenen Schrift zu vertheidigen, aber da stand ein jüdischer Arzt gegen ihn auf, schrieb ein Buch „von der Unsterblichkeit der Seele" und nannte darin den Acosta einen Gottesleugner. Die ganze Judenschaft, bis auf die Kinder herab, die ihn verspotteten und mit Steinen gegen sein Haus warfen, war gegen ihn aufgebracht. Sogar ein christliches Gericht mischte sich in die Sache und lies den Unglücklichen

gefangen setzen, doch nach einigen Tagen wieder auf freien Fuß stellen, nachdem sein Buch confiscirt worden und er um dreihundert Gulden gestraft worden war. Fünfzehn Jahre lang blieb er im jüdischen Bann, aber endlich, da er keinen Ausweg, sich Ruhe zu schaffen, sah, unterwarf er sich der Synagoge wieder unter entehrenden Gebräuchen. Bald darauf wurde er beschuldigt, zwei Christen, die von London gekommen waren und in Amsterdam Juden werden wollten, davon abgemahnt zu haben. Jetzt fiel er zum zweitenmal in den Bann und wurde — um wieder in die Versammlung aufgenommen zu werden, noch härter gestraft. Diese Behandlung kränkte ihn dergestalt, daß er beschloß, sein Daseyn durch einen Selbstmord zu enden, welches auch mittelst eines Pistolenschusses geschah.

2.

Agricola, Georg, geboren zu Glaucha bei Meißen 1494, war einer der geschicktesten Metallurgen seiner Zeit und machte sich bekannt durch Schriften, die er über Gegenstände der Wissenschaft herausgab. So lang er lebte, genoß er alle Achtung, die ein geschickter Mann erwarten kann; aber daß er in seinen letzten Jahren sich in Streitigkeiten gegen die protestantische Lehre einließ, und mit Heftigkeit gegen sie kämpfte, blieb nicht ungeahndet, besonders da er früher ihr geneigt zu seyn vermuthen ließ. Der Prediger Tettelbach zu Chemnitz beschuldigte ihn, er sey als Apostat aus der Welt gegangen, und so wollte kein Mensch seinen Körper berühren, weßhalb er volle fünf Tage unbegraben liegen blieb, bis man ihn endlich nach Zeiz brachte und in der dortigen Hauptkirche in die Erde senkte.

3.

Agrippa, Heinrich Cornelius, geboren zu Cöln 1486. Seine berühmtesten Ankläger, daß er nämlich ein verworfener Schwarzkünstler gewesen sey und mit Hülfe des Satans vieles zu Stande gebracht habe, was auf natürlichem Wege nicht zu erreichen möglich gewesen wäre, waren Paul Jovius, Thevet und Martin del Rio. Der erstere erzählte von ihm die Fabel: „Er habe allzeit einen Teufel in Gestalt eines schwarzen Hundes bei sich gehabt. Kurz ehe er gestorben, habe er diesem Hund ein mit Nägeln beschlagenes Halsband abgenommen, welche Nägel eine zauberische Aufschrift gehabt hätten und gesagt: Fort unglückliches Thier, du bist Schuld, daß ich ganz verloren gehe. Der Hund sey augenblicklich weggelaufen, habe sich in die Saone gestürzt, und sey nicht mehr zum Vorschein gekommen.“ Das Wahre an der Sache ist, daß er mit Mönchen, welche glaubten, sie wissen alles besser als andere, viele Händel hatte. Sie vertheidigten damals mit großer Lebhaftigkeit eine zu jener Zeit ziemlich allgemeine Meinung, nämlich: daß die heilige Anna drei Männer gehabt habe.“ Agrippa wollte nur von einem wissen und darüber erhob sich ein gewaltiger Streit. Auch vertheidigte er eine Bäuerin, die man der Hexerei halber angeklagt hatte. Die Mönche, die auch in dieser Angelegenheit anderer Meinung gewesen waren, verfolgten ihn nun dergestalt, daß er die Stadt Metz, wo er sich eben aufhielt, eilends verlassen mußte, damit es ihm nicht wegen der drei Männer der heiligen Anna gehen möchte, wie seinem Freund Jakob Faber von Elaples, der dieser Meinung widersprochen hatte und den die Mönche deßhalb in ihrer fanatischen Wuth zusammengehauen hatten. So wanderte und floh Agrippa von einem Orte zum andern, fand nirgend die gesuchte Ruhe, als endlich zu Grenoble, wo er 1535 starb.

4.

Burnes, Robert, Kaplan Heinrichs des VIII., Königs von England. Er bekam theologische Händel mit dem Bischof Gardines, welcher gegen Luthers Lehre gepredigt hatte, welcher Burnes ergeben war, sollte öffentlich widerrufen, weigerte sich dessen, that es endlich wohl, aber auf eine nicht genügende Art, und wurde in den Tower geworfen, endlich von dem Parlement als Ketzer verurtheilt, und als solcher lebendig verbrannt. Schon zweimal war er diesem fürchterlichen Schicksal glücklich entgangen und doch unvorsichtig genug, sich zum drittenmal in etwas einzulassen, das ihn auf diesen Weg führen konnte. Vielleicht war aber weniger die angebliche Ketzerei Ursache seiner Verdammung, als vielmehr, weil er mit als Unterhändler zu Heinrichs Heirath mit Anna von Cleve geholfen hatte. Sie fiel nicht nach des Königs Wunsch aus und alle diejenigen mußten es dann schwer büßen, deren er sich bei Schließung derselben bedient hatte.

4.

Barnes, Johann, Benediktinermönch, zwar der katholischen Kirche anhangend, aber — wie Erasmus und andere — gegen ihre Gebrechen nicht gleichgültig, und besonders kein Freund der Jesuiten. Er schrieb ein Buch gegen den „Geheimen Vorbehalt" (reservatio mentalis), das sie sehr verdroß, und dieß um so mehr, als die theologische Fakultät zu Paris es gebilligt hatte. Ein anderes seiner Werke: „Catholico-Romanus pacificus," das zu London 1690 heraus kam, enthielt ebenfalls Manches, was einem eigentlichen Stock-Katholiken nicht zusagen konnte; und so machte sich Johann Barnes durch seine Wahrheitsliebe viele Feinde, die überall auf ihn lauerten. Endlich machten sie sich seiner zu Paris habhaft, zogen ihn das Ordenskleid aus, banden ihn auf ein Pferd und führten ihn nach

Flandern. Von da brachte man ihn in die Gefängnisse der Inquisition zu Rom und endlich in ein Tollhaus, in welchem er auch starb. Er wäre allerdings eines bessern Schicksals werth gewesen, aber es ist leider nicht immer das Loos wackerer Männer, sich auf Rosen zu legen; ihre Widersacher sorgen nur gar zu gerne, daß ihnen nicht zu wohl werde.

6.

Nach dem Tode von Gottfried August Bürgers zweiter Gattin, der unter dem Namen Molly viel und besonders in dem „Hohen Lied von der Einzigen,“ besungenen Augusta, bot sich ihm eine gewisse Demoiselle Elise Hahn von Stuttgart in einem öffentlich gedruckten Liede zur Frau an. Nicht dieses undelikate Auftreten in einem damals vielgelesenen Journale, — nicht eigenes Nachdenken und Erfahrung, nicht die wohlgemeintesten Meinungen bewährter Freunde konnten den verblendeten Mann abhalten, sich nach dem Schwabenmädchen zu erkundigen, zu ihm zu reisen und dasselbe gar zu heirathen. Wie übel aber diese Heirath ausgefallen sey, weiß jeder, der eine Lebensgeschichte Bürgers — im Großen oder auch im Kleinen — gelesen hat. Noch mehr kann man sich darüber aus dem Büchlein belehren: Gottfried August Bürgers Ehestandsgeschichte, Berlin und Leipzig bei Ferdinand Schulz und Comp. 1812.

7.

Becker, Rudolph Zacharias, ein Mann, der sich durch die mehrere Jahre herausgegebene „Deutsche“ später „National-Zeitung der Deutschen,“ dann durch sein allgemein bekanntes „Noth- und Hülfs-Büchlein für Bauersleute“ in zwei Bänden unvergängliche Verdienste erworben hat, lebte ruhig, zufrieden, geehrt nnd angesehen in der freundlichen Residenzstadt Gotha, als er ganz unerwartet am 30. November 1811 früh Morgens von französischen

Cuirassiren in Verhaft genommen, seiner sämmtlichen Papiere beraubt und auf die Festung nach Magdeburg geführt wurde, ohne daß man nur andeutete, worin sein angebliches Verbrechen bestehen möchte. Unter abwechselnd guter und schlimmer Behandlung blieb er hier 17 Monate gefangen, glaubte manchesmal, daß sich wahrscheinlich sein Leben durch französische Kugeln enden werde, und manchesmal, daß er wohl vergessen seyn möge und bis an seinen Tod Gefangener zu seyn bestimmt sey. Man beschuldigte den Ehrenmann: „daß er in Verbindung mit mehreren geheimen Gesellschaften, oder gar an deren Spitze stehen solle,“ welche zur Absicht hätten, bei dem bevorstehenden Ausbruche des Kriegs mit Rußland ganz Deutschland aufzuwiegeln und den französischen Armeen mit gewaffneter Hand in den Rücken zu fallen.“ Die Beweise dieser Beschuldigung wollte man 1) in einem Aufsatze: „Der deutsche Bund“ in der National-Zeitung, 2) in einer Anfrage über die beste Bereitung einer sympathetischen Dinte in Nr. 194 des „Reichsanzeigers“ und endlich 3) in einem Aufsatze in der Zeitschrift „Jason“ über die „Geschichte der Veränderungen Deutschlands und Italiens unter den Regenten des hohenstaufischen Hauses“ gefunden haben. Der Inquirent berichtete nun gewissenhaft an den Fürsten von Eckmühl: „Daß sich durch die vorgenommene Untersuchung keine Thatsache gefunden hätte, die eine Anklage wegen des dem Gefangenen angeschuldigten Verbrechens begründen könnte.“ Nichts destoweniger blieb Becker noch lange gefangen in Magdeburg, bis endlich ein Machtwort Napoleons ihn wieder in Freiheit setzte.“

8.

Jakob Meyer, Professor und Pastor zu Basel, hielt eine Leichenpredigt, und wie er den Spruch ablas, „Wie der Baum fällt so liegt er,“ rührte ihn der Schlag vor der ganzen Versammlung, und er verschied.

9.

Gehorsam seinen Obern bis in den Tod, erbat der todkranke Jesuit Johann Wallis sich von seinem Rector die Erlaubniß — zu sterben. Nach erhaltener Erlaubniß kam das Stündlein bald, und der Gehorsame verschied.

10.

Hr. Bond, ein Londoner Einwohner, Mann von Genie und großer Liebhaber der Declamation, war so von Voltaires Zaire eingenommen, daß er dieses Trauerspiel nicht nur auswendig wußte, sondern es auch von einem der besten Londoner Dichter in das Englische übersetzen ließ. Er wendete viele Mühe an, es auf dem Theater Drury=Lane aufführen zu lassen. Da er dieses ins Werk zu setzen nicht vermögend war, so unternahm er mit mehreren seiner Freunde die Aufführung dieses Stücks selbst, miethete einen Saal, und bezahlte so viel für einen Abend, als ihm die Miethe für das ganze Jahr gekostet haben würde. Er theilte die Rollen aus, und behielt die des Lusignan für sich, weil sie am besten für sein Alter paßte. (Er war etwa ein Sechziger.) Die Zuschauer fanden sich zahlreich ein, und man zahlte was verlangt wurde. Das Stück und die Akteurs erhielten Beifall, aber dieser verdoppelte sich, als Lusignan auf der Bühne erschien. Bond erschrack, sein Herz war gerührt, seine Einbildungskraft erhitzt. Er wähnte sich in des Sultans Palast versetzt, und Zairens Anblick verursachte ihm eine solche Regung, daß er sie nicht ertragen konnte; er fiel ohne Bewußtseyn zu Boden; dieser Anfall von Ohnmacht, welcher für eine bloße Nachahmung gehalten wurde, schien so passend, so natürlich, daß man ihn nicht genug bewundern konnte. Jedoch, als die zu lange dauernde Ohnmacht anfing ermüdend zu werden, so flisterte Chatillon, Narestan und Zaire selbst dem Lusignan zu, daß es Zeit wäre ihr ein Ende zu machen. Er schlug seine Augen auf, schloß sie aber sogleich wieder;

streckte, ohne ein Wort hören zu lassen, seine Arme aus, als wollte er Zairen umfassen, und diese Bewegung war die letzte seines Lebens.

11.

Der Probst Coterus zu Berlin prophezeite aus einem Häring, auf dessen Bauch man unbekannte Buchstaben gefunden haben wollte, den Untergang der Welt, der aber, wie bekannt, nicht erfolgte.

12.

Pomeranus soll einmal auf der Kanzel seine Zuhörer zum Gebet für den Kurfürsten von Sachsen mit dem Beisatz ermuntert haben: „doch meine ich nicht den alten Kurfürsten, Herr Johann Friedrich, sondern unsern jetzigen gnädigsten Herrn, Herrn Moritzen, der ist ein rechtschaffener, milder und gütiger Fürst, und hat neulich mir und dem Herrn Philippo einem jeden eine Pumpmütze voller Thaler schenken lassen.

13.

Als der Erzbischof H—s starb, wollte man seine Bibliothek versiegeln, fand aber bald, daß es eine unnöthige Vorsicht sey, denn die Sigille, die man beim Tode seines Vorfahren angelegt hatte, waren ganz unversehrt geblieben. Anders fand man es mit den Weinkellern, denn da waren alle Siegel abgenommen.

14.

Im Domkapitel zu Lüttich — habe ich gelesen — sollte einmal ein sehr gelehrter Doctor aus Löwen aufgenommen werden, weil er aber nur der Sohn eines

Hufschmides war, so ärgerten sich darüber die adeligen Kapitelherren. Der Doctor hörte zwar von diesem Mißvergnügen, schwieg aber stille bis zur nächsten General-Versammlung. In dieser bat er nun den Bischof um das Wort und sagte: „Meine Hochwürdigen Herren Kollegen! Mir ist zu Ohren gekommen, daß einige unter Ihnen es ihrer Ehre nachtheilig halten, daß ich als Domherr in diese hohe Versammlung aufgenommen wurde, weil ich nicht von hochadeliger Abkunft, sondern nur der Sohn eines Hufschmides bin. Sie hätten Recht, wenn Sie Recht hätten, so aber hat mich unser hochwürdiger Erzbischof blos darum in das Kapitel verlangt, weil ich weiß, daß sich viele junge Esel darin befinden, die noch nicht beschlagen sind, mich aber mein Vater im Handwerk so weit gebracht hat, daß ich im Stande bin sie zu beschlagen. Wer also bedient seyn will, darf sich nur melden.

15.

Ein jetzt verstorbener Geistlicher zu Marburg in Hessen drückte sich einmal in einer seiner Predigten also aus: „Ergreifet die Knüppel des Gebetes!" (Hier schloß er beide Hände.) „Bestürmt damit die Fenster des Himmels!" (Er nahm die Stellung eines Schleuderers an.) Damit die Glasscheiben seiner Gnade herabrasseln!" (Bei diesen letzten Worten hagelte die Sanduhr von der Kanzel herab, um den Zuhörern das „Herabrasseln" recht deutlich zu versinnlichen.

16.

Johann Keppler, geb. in Weil im Würtemb. 1571, studirte in Maulbronn und Tübingen. Sein Lieblingsfach war Mathematik und als Professor derselben ging er 1593 nach Grätz, von wo er als Ketzer entfliehen mußte. In Prag als kaiserl. Astronom angestellt, erhielt er seinen kärglichen Gehalt oft so unregelmäßig, daß er mit

Hunger und Kummer zu kämpfen hatte. Anträge ins Ausland verschmähete er aus Liebe zum Vaterland, das ihn nicht einmal Brod gab. Eine Anstellung in Linz verließ er, theils wegen religiösen Verfolgungen, theils um seiner Mutter zu Hülfe zu eilen, welche in Gefahr war, in seinem Vaterlande als Hexe verbrannt zu werden. Armselig schleppte er sein Leben hin, bis er in Regensburg 1630 starb. Der Erzbischof Freiherr Karl Theodor von Dalberg errichtete ihn in letzterer Stadt 178 Jahre nach seinem Tode ein prächtiges Denkmal, Kästner aber machte auf ihn folgendes Epigramm:

So hoch war nie ein Sterblicher gestiegen
Als Keppler stieg — und starb den Hungertod.
Er wußte nur die Geister zu vergnügen
Drum ließen ihn die Körper ohne Brod.

17.

J. J. Rousseau, geboren zu Genf 1712, kam so herunter, daß er sich seinen Unterhalt mit Notenschreiben erwerben mußte. Durch die mit Nein beantwortete Preisfrage der Akademie zu Dijon, ob die Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften zur Verbesserung der Menschheit beigetragen habe, so wie durch seinen Brief über die französische Musik, machte er sich viele Feinde, so daß er nach Genf und Savoyen fliehen mußte. Zu Montmorency schrieb er seinen Contract social, die neue Heloise und den Emil, welcher ihm neue Verfolgungen zuzog. Vom Parlament zu Paris ward sein Buch verbrannt, und vom Erzbischof ein feuerspeiender Hirtenbrief gegen ihn erlassen. Auch seine Vaterstadt Genf ließ den Emil durch den Scharfrichter verbrennen, und verweigerte ihn gleich andern Kantonen der Schweiz den Aufenthalt, bis er auf dem Landgute des Marquis Girardin bei Paris 1778 starb. Mitten in der französischen Revolution wurde seine Asche ins Pantheon gebracht, und seine Wittwe erhielt von der National=Versammlung eine jährliche Pension von 1200 Livres.

18.

Fruchtbare Schriftsteller.

Thomas von Aquino, gest. 1274, nach seinem Tode unter die Heiligen versetzt, hat über 100 Schriften verfaßt.

Arnauld, Anton, gest. 1694, war Verfasser von 104 Schriften, größtentheils polemischen Inhalts.

Augustinus, Aurelius, der bekannte Kirchenvater, gest. 430, hat mehrere hundert Bücher geschrieben; das wichtigste ist; „De civitate Dei."

Büsching, A. F., bekannter Geograph, hat über 100 Werke herausgegeben, darunter einige in 6, eins in 22 Bänden.

Calderon, Don Pedro, de la Barca, gest. 1687, schrieb 127 Komödien, 95 geistliche Schauspiele, 100 Divertissements.

Calmet, A., katholischer Theolog, hat ohne die Octavbände 25 Folio und 24 Quartbände herausgegeben.

Camerarius, J., gest. 1574. Das Verzeichniß seiner Schriften in Fabrizius Bibliotheca graeca allein dreißig Quartseiten.

Chrysippus, soll unter den alten Philosophen das Meiste geschrieben haben. Man gibt seine Werke auf 705 Bände an, die aber größtentheils verloren gegangen sind.

Darjas, J. G., gest. 1791 hat 59 gedruckte meist philosophische Werke hinterlassen.

Euler, L., gest. 1783. Man zählt von ihm 14 Bände in Octav, 31 in Quart nebst 681 einzelnen Abhandlungen.

Fornay, J. S., gest. 1797. Von ihm zählt man fast 700 gedruckte Bände.

Goldoni, K., gest. 1792, verfertigte 200 Theaterstücke.

Gretser, J., Jesuit, wegen seinen Kontroversen der „Ketzerhammer" genannt, hat 150 verschiedene Werke geschrieben.

Haller, A. v., Anatom, Physiolog, Botaniker, Dichter und Kritiker, schrieb zahlreiche Werke in allen diesen Wissenschaften und lieferte allein in die Göttinger gelehrte Zei ung 12 000 Recensionen.

Johnson, S., gest. 1784, arbeitete 7 Jahre an dem Wörterbuch der englischen Sprache, gab Shakespeare's Werke mit Commentar heraus und 68 Bände Lebensbeschreibungen englischer Dichter.

Lessing, G. E., gest. 1781, hat nahe an 150 einzelne Werke verfaßt.

Matthesson, J., Musikdirektor in Hamburg, gab 88 Schriften über Gegenstände der Moral, Geschichte und Musik heraus. Zwei bis dreimal so viel hinterließ er handschriftlich.

Melanchthon, Ph., gest. 1560, schrieb fast über alle Theile der Wissenschaften Lehrbücher. Seine griechische Grammatik wurde bei seinen Lebzeiten 28 und die lateinische 32mal gedruckt.

Metastasio, P., gest. 1782, übersetzte in seinem 12. Jahre den Homer ins Italienische, schrieb 28 ernsthafte Opern und eine große Menge Dramen, Kantaten und vermischte Gedichte.

Moser, J. J. v., gest. 1785. Seine sämmtlichen Werke betragen gegen 500 Bände, darunter das große deutsche Staatsrecht in 52 Quartbänden.

Origenes, der Kirchenvater, soll an 6000 Bücher geschrieben haben.

Richter, Pastor in Görlitz, schrieb 6000 Predigten, außer andern theologischen Abhandlungen.

Sachs, Hans, gest. 1576, sagt von seinen Schauspielen:

„Mit Gottes Hülfe schier zweihundert
„Mancher Art daß ihn selber wundert."

Außerdem schrieb er noch 197 Schwänke, 116 allegorische, 272 weltliche Erzählungen und geistliche Lieder.

Seiler, G. F., Kirchenrath und Professor in Erlangen, gest. 1807, hat 137 Schriften verfaßt. Von seinem Lesebuch für den Bürger und Landmann setzte er 60,000 Exemplar ab.

Vega, Lope de, gest. 1635, schrieb 1800 Theaterstücke. Man hat berechnet, daß von ihm im Ganzen 21 Millionen, 300,000 Zeilen gedruckt worden sind.

Voltaire, gest. 1788. Die von Beaumarchais besorgte Ausgabe seiner Schriften zählt 70 Octavbände.

19.

Alembert, Jean le Rom d', geboren zu Paris 1717, der Freund Friedrichs des Großen und Katharinens von Rußland, der Unternehmer der großen französischen Encyklopädie u. s. w., war ein enthusiastischer Beförderer der Wissenschaften, ein eifriger Vertheidiger der Rechte des Menschen. Sein Charakter war durchaus redlich und unbescholten. Uneigennützigkeit und Wohlthätigkeitssinn zeichneten ihn vorzüglich aus; aber — er war ein sogenannter Freigeist, der sich nicht überwinden konnte, alles zu glauben, was die Kirche glaube, und darum — besonders weil er vor seinem Ende nicht gebeichtet hatte, wurde sein entseelter Leichnam nur in aller Stille auf dem Kirchhofe des Pocherons zu Paris eingescharrt, weil ihn das Kirchspiel, in welchem er gewohnt hatte, durchaus nicht annehmen wollte. Selbst Condorcet, den er doch zu seinem Universalerben eingesetzt hatte, wagte es nicht, den Sarg seines verblichenen Freundes zu begleiten, weil er sich vor den Mönchen, Tartüffen und ähnlichem andern Gesindel fürchtete.

20.

Mit Stolz und Freude denkt jeder Deutsche an die erhabene Trauerfeierlichkeit, welche die beiden Städte, Hamburg und Altona, an dem Begräbnißtage des großen Sängers des Messias, Friedrich Gottlieb Klopstock, veranstaltet hatten. Sechs und siebenzig Kutschen versammelten sich am 22. März 1803 bei der Wohnung des Verstorbenen, um seinen Sarg zur stillen Ruhekammer

nach dem Dorf Ottensen, wo unter einer Linde seine geliebte Meta schlummert, zu begleiten. Der Magistrat zu Hamburg sandte eine Ehrenwache, die mit gesenktem Gewehr dem Leichenzuge voran schritt; vier schwarz behängte Pferde zogen den Trauerwagen. Alle Glocken auf den sechs Hauptthürmen Hamburgs läuteten, alle Wachen präsentirten; von allen Schiffen auf der Elbe von Hamburg bis Altona wehten Trauerflaggen. An der dänischen Grenze (am Hamburger Berg) warteten fünfzig Kutschen, zehn Marschälle und vier Ehrenbegleiter mit den edelsten Bürgern Altonas, um sich dem hamburgischen Zug anzuschließen. Berittene Husaren-Marschälle mit weißen Stäben u. s. w. umgaben den Trauerwagen, und zwischen ihnen drei weiß gekleidete junge Damen mit Lorber-, Myrten-, Rosen- und gefüllten Blumenkränzen. Auch in Altona ertönten alle Glocken, alle Hauptwachen traten ins Gewehr, alle Fenster waren voll von theilnehmenden Zuschauern, und Alles kleidete sich schwarz an diesem Tage der Todtenfeier eines großen und frommen Mannes. Hamburgs reitende Diener trugen den Sarg in die Kirche zu Ottensen, die Jungfrauen hefteten ihre Kränze an denselben, Domherr Meyer aus Hamburg legte die aufgeschlagene „Messiade" auf den Deckel und auf diese ein Jüngling einen Lorbeerkranz. Mehr als hundert Tonkünstler nahmen an der Trauermusik Theil. Endlich unter dem Gesang: „Auferstehn, ja, auferstehn," nachdem Meyer zuvor wenige kräftige Worte gesprochen und Stellen aus dem „Messias" gelesen hatte, wurde der Sarg zum Grabe unter der Linde getragen und von Blumen überströmt sanft in die Erde gesenkt. Tausend Thränen flossen und tausend Stimmen riefen dem edeln Todten ihren Seegen nach.

21.

Auch Wieland wurde im Tode noch geehrt. Am 12. Jan. 1813 vollendete er seine Laufbahn hienieden, und die entseelte Hülle seines Geistes wurde in einem Saal des fürstlichen Schlosses zu Weimar öffentlich ausgestellt. Der

Saal war schwarz ausgeschlagen und geschmackvoll beleuchtet; der Leichnam in einem weißen langen Todtenkleide, auf dem Haupte ein Lorbeerkranz, und über den Leib ein blaues, mit silbernen Spitzen besetztes Tuch gebreitet. Zu seinen Füßen lagen auf einem Kissen mit goldenen Tressen die Prachtausgaben von Oberon und Musarion in Saffian gebunden und reich vergoldet. Um die beiden Bücher war ein Lorbeerkranz gewunden. Auf einem zweiten Kissen lagen der russische St. Annen- und der Orden der französischen Ehrenlegion, womit Alexander I. und Napoleon ihn beschenkt hatten. — Am 25. Januar wurde er unter angesehener Begleitung nach Oßmanstädt, wo der Verstorbene früher ein Landgut besessen, und in dessen Garten er sich beim Verkauf der Besitzung seine Ruhestätte an der Seite seiner Gattin und einer Enkelin von Sophie von Laroche vorbehalten, gebracht, und — nachdem der Geistliche aus Weimar eine kurze Rede und den Segen gesprochen hatte, der Sarg unter Klopstocks „Auferstehn" u. s. w. in die Erde gesenkt.

22.

Schah Name, zu deutsch „Heldenbuch," heißt ein berühmtes persisches Gedicht von Ferdusi, in nicht weniger als einmalhundert und zwanzigtausend Versen. Der Schah von Persien hatte befohlen, dem Dichter für jedes tausend Distichen tausend Minskals auszuzahlen, aber der mißgünstige Vezier sandte ihm nur sechzigtausend Silber-Dirhumes. Ferdusi war eben im Bade, als das Geschenk anlangte und war darüber so aufgebracht, daß er auf der Stelle ein Drittel dem Bader, das zweite einem Krämer, der Erfrischungen verkaufte, und das dritte dem Sclaven schenkte, der das Geld gebracht hatte. „Sage deinem Herrn," sprach Ferdusi, „daß eine Arbeit von dreißig Jahren nicht mit Dirhumes bezahlt werde,"

23.

Pope bekam für den Bogen seines paraphrasirten Homers 20 Pfund Sterling. — Robertson für die „Geschichte Karls V." viertausend fünfhundert Pfund. — Gibbon für die römische Geschichte achzigtausend. — Hawkesworth für seine Kompilation der „Reisen um die Welt" sechs und sechzig tausend. — Prior für seine Gedichte viertausend Pfund, wozu der Lord Harley noch eine gleiche Summe legte. — Lord Byron für seine Schriften erhielt von dem Buchhändler Murray fünfzehntausend vierhundert fünf und zwanzig (also mehr als hunderttausend Thaler). Hugo Blair für jede Predigt, die er drucken ließ, eintausend Thaler. — Moore's Gedicht „Lalla Rockh" erlebte in einem Jahr acht Auflagen und der Dichter erhielt für die Abtretung des Verlagsrechtes achtzehntausend Thaler.

24.

Walter Scott gewann in zwanzig Jahren durch seine literarische Thätigkeit gegen viermalhunderttausend Thaler. — Fenton (gest. 1730) bekam für sein Trauerspiel „Mariane" tausend Pfund Sterling; — aber Milton mußte sein „verlornes Paradies" um fünf Guineen und um die nämliche Summe Samuel Jonson seine Abkürzung von Lobés Reise nach Abyssinien verkaufen, deßgleichen fiel seine Belohnung für das „Wörterbuch der engländischen Sprache" sehr elend aus.

25.

Die allgemeine Zeitung vom Jahre 1826, Nr. 99 den 1. April berichtete: es sey zwischen Chateaubriand und dem Buchhändler Ladvokat über eine neue Ausgabe von des erstern sämmtlichen Werken ein Vertrag abgeschlossen, die Zahl der Bände auf 25 bis

27 und das Honorar auf fünfmalhundert und fünfzigtausend Franken bestimmt worden.

26.

In Deutschland waren zu Luthers Zeiten sechs Groschen für den gedruckten Bogen schon ein ansehnliches Honorar. Der große Reformator selbst bekam von mehrern seiner Verleger gar nichts als einige Exemplare. Freilich wollte er auch nichts, denn einige Buchhändler boten ihm ein Jahrgehalt von 400 Thalern an, das er aber ausschlug.

27.

Benjamin Michaelis, der liebliche Dichter erhielt von dem Buchhändler Heinsius zu Leipzig mit Mühe zehn Thaler für seine „Fabeln, Erzählungen und Satiren," die 1766 zum erstenmal herauskamen.

28.

Voß bot im Jahr 1779 seine treffliche Uebersetzung des Homer sammt dem Commentar für zwei Thaler das Exemplar auf Subscription an, denn kein einziger Buchhändler wollte drei Thaler Honorar für den gedruckten Bogen bezahlen.

29.

Der zu seiner Zeit allgemein beliebte Johann Adam Hiller, Concert-Direktor zu Leipzig, erhielt für den Klavierauszug seiner Oper: „die Jagd," von welchem in mehreren Auflagen über sechstausend Exemplare verkauft worden sind, fünfzig Thaler. Der Dichter derselben (Weiße) gar nichts.

30.

Zur Zeit, als noch wenige Personen in Deutschland englisch verstanden, erhielt Wieland für den Bogen der Uebersetzung Shakespears zwei Laubthaler, und meinte, „es sey ziemlich viel.“ Daß er in der Folge besser honorirt wurde, war billig und recht.

31.

Tycho von Brahe bekam von Friedrich II., Könige von Dänemark, die Insel Huen und hunderttausend Thaler zur Erbauung eines Schlosses nebst einer Sternwarte, deßgleichen ein Landgut in Norwegen und das Kanonikat zu Rothschild geschenkt.

32.

Der Abwechslung wegen vernehme drr geneigte Leser Folgendes. Ein Schriftsteller,*) der in einer vormaligen Reichsstadt lebte, gab ein nicht unbedeutendes Werk heraus, lies es vorzüglich schön und mit goldenen Schnitt verherrlicht einbinden und brachte es dann dem Bürgermeister des Ortes, um es als Andenken eines Mitbürgers in der Stadtbibliothek aufzustellen. Des Herrn Bürgermeisters Hochweisheit fragte nun einen Dritten, was wohl der Band gekostet haben könne? Der erwiederte „leicht einen bairischen Thaler“ (2 fl. 24 kr.). Da sandte man dem Schriftsteller durch den Rathsdiener einen Kronenthaler (2 fl. 42 kr.) mit der Ausrichtung: „Es sey nur für den Buchbinder.“ „Gut,“ sagte der Schriftsteller, „so bringt es nur dem Buchbinder als Geschenk des Magistrats, denn ich meines Theils habe ihm bereits den Arbeitslohn bezahlt.

*) Wagenseil.

33.

Unter der Regierung Karls I. von England ließ eine Buchhändler-Compagnie, die das Privilegium, die Bibel zu drucken, besaß, im sechsten Gebote: „Du sollst nicht ehebrechen!“ das Wörtchen „nicht“ aus. William, Lord Erzbischof von Canterbury, nahm das sehr übel, und die Buchhändler mußten den Skandal mit einer starken Geldsumme büßen. Nach Matthissons „Erinnerungen“ findet sich ein Exemplar dieser Bibel auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel.

34.

Swift schrieb Betrachtungen über einen Besenstiel, und Johnson über einen Puding.

35.

Lessing war eine Summe Geldes schuldig und schrieb, um sie bezahlen zu können, die Emilia Galotti. Wenn doch alle Schuldner Dichter würden gleich Lessing!

36.

Als Luthers Schriften erschienen, machten sich sogleich in Nürnberg die saubern Nachdrucker darüber her, und besonders ein gewisser dortiger Nachdrucker, Hans Herrgott, dem aber seine Spekulation, wiewohl durch Feindes Hülfe, sehr übel bekam. Denn der bigotte Herzog Georg ließ wegen des Vertriebs seiner nachgedruckten Schriften, bloß weil Luther dieselben geschrieben hatte, dem Nachdrucker in Leipzig 1524 den Kopf abschlagen.

36.

Jakob Schickfuß hatte nach Anleitung des Caräus eine schlesische Chronik geschrieben und sie bis Ende des Jahres 1619 fortgesetzt. In diesem in Folio zu Breßlau bei Hans Eyerings und Johann Perfert zu Breßlau verlegtem Werke, welches jetzt ziemlich selten geworden ist, kamen verschiedene Stellen gegen die Geistlichkeit, den heiligen Vater u. A. vor, welche vor dem Kaiser Ferdinand II. gebracht wurden und diesem sehr mißfielen. Das Buch wurde also auf seinen Befehl verboten, in der Folge kastrirt und nur wenige Exemplare finden sich, in welcher die damals anstößigen Stellen auf besondern Blättern abgedruckt und beigefügt sind. Der Verlag dieses Werkes hatte dem Verleger sehr viele Kosten verursacht, er sahe sich durch das Verbot, welches jetzt vielleicht manchen Verleger bereichern würde, damals einem so großen Verluste ausgesetzt, daß er sich erschoß.

37.

Der Ritter Honoré d'Urfé, ein zärtlicher Freund der Mußen und Liebhaber schöner Weiber, minnte voll Zärtlichkeit um die Liebe der schönen Diana de Chenithas, Frau von Chateaumorand, Gemahlin seines Bruders. Dieser, der ihn sehr liebte, ihn nicht sich vor Kummer verzehren sehen wollte, und seine geliebte Gattin, mit der er schon über ein Dutzend Jahre lang gelebt hatte, wohl auch besser kannte, als ihr Liebhaber, trat ihm dieselbe freundschaftlich ab; der Ritter gab sein Maltheserkreuz zurück, und reichte der beinahe vierzigjährigen Heißgeliebten seine Hand. Dies aber konnte ihn gleichwohl nicht hindern, nebenbei ganz dichterisch einige Liebschäftchen zu haben, und seine Angebete sah sich bald nicht mehr so zärtlich, wie ehemals verehrt. — Dichter sind gewohnt zu entbehren, und der Besitz macht sie nicht glücklicher, als die Hoffnung sie machen kann. Bei der Wirklichkeit wird die beste Poesie prosaisch, ohne daß sie

es weiß und will. — Der beglückte Dichter d'Urfé verließ seine Schöne, und ging nach Piemont, wo er am Po, unweit Turin, eine Villa bezog, und in seine Ideenwelt aus der wirklichen wieder zurückkehrte. Und wie hatte er, als er sie nun besaß, seine vorher angebetete Geliebte gefunden? Ziemlich ungesellig, höchst eifersüchtig, eigensinnig, stets kränkelnd, beinahe immer in der Maske, gleich empfindlich gegen Wind und Sonne, keine große Liebhaberin von Reinlichkeit, stets von einer Menge von Hunden umgeben, die sich alles erlaubten, sich keinen Zwang anthaten, Meubeln, Zimmer, Betten beschmutzten, was ihnen vorkam, auf das Unanständigste grüßten. Das gefiel der Frau, die so sich selbst gefiel, aber nicht dem Manne, und er ging davon.

An dem ihm verwandten Hofe von Savoyen wurde der Dichter der Asträa verehrt und bewundert, was ihm aber nicht so kam, als er nach Frankreich zurückging. König Heinrich IV. konnte alle die nicht leiden, welche seiner zärtlichen Gemahlin Margaretha, von der er sich scheiden ließ, gefielen, und unter diese gehörte auch d'Urfé. Frankreich war durch bürgerliche Kriege zerrüttet, als d'Urfé dahin zurück ging. Eine Streifpartei nahm ihn gefangen und führte ihn auf's Schloß Usson, wo die Königin Margaretha sich befand. Diese wurde bald die Gefangene ihres liebenswürdigen Gefangenen, und er verewigte dankbar sein Glück in seiner Asträa, durch die Episode von der liebevollen Galathee. Doch blieb er nicht lange in Usson, zerriß die ihn umschlingenden Blumengewinde, eilte zu seiner Gattin zurück, und versicherte sie seiner ewigen Liebe.

Bald darauf starb er im Jahr 1625, in einem Alter von 58 Jahren. Sein Schäfer-Roman Asträa erhielt einen so ausgezeichneten Beifall, daß derselbe sich nicht größer für einen Schriftsteller gedacht werden kann. Es war der erste französische, nach Regeln geschriebene Roman, und er blieb über 100 Jahre in voller Reputation. Was aber dem Werke bei den Lesern ein ganz besonderes Interesse gab, war, daß der Verfasser wahre Begebenheiten seiner Zeitgenossen, und seine eigene Geschichte, unter verdeckten Namen, in demselben erzählte, was

denn freilich gefallen mußte. Es gibt einen Schlüssel zu diesen poetischen, fingirten Geheimnissen, der uns u. A. sagt, daß Diana, seine Geliebte und nachherige Gattin, daß er selbst Seladon, der Held des Romans war, von welchem nachher alle zärtlich=liebende Liebhaber Seladons genannt wurden und noch genannt werden.

38.

Crudeli, Thomas, von Poppi, war das letzte Opfer der toskanischen Inquisition, ehe sie im Jahr 1744 der damalige österreichische Statthalter, Graf von Richecourt, suspendirte und 1782 der Herzog, Peter Leopold, völlig aufhob. Crudeli, ein Mann von großen Talenten, sehr gebildeten Geschmack und guter Dichter, hatte auf den Tod eines Senators, Philipp Buonarotti, Verse gemacht, und sich darin des Ausdrucks bedient: „Er war gewohnt, der Geistlichkeit stürmischen Ungestüm zu bändigen.“ Und diese Worte brachten ihn ins Verderben.

Mitten in der Nacht des 9. Mais 1739 wurde er verhaftet und in das Gebäude der Inquisition (sancta casa) geschleppt, ungeachtet er krank war und er Brustbeklemmungen litt. In dieser Hinsicht bat er, ihn wenigstens in ein erträgliches Gefängniß zu bringen, — aber vergebens. Sie warfen ihn in ein dreieckiges, kaum sechs Schritte langes Loch, worin nur ein schwacher Lichtstrahl drang und wo nie gesunde Luft wehte. Skorpionen und Spinnen waren seine einzigen Gesellschafter. Kein Mensch wurde zu ihm gelassen, nicht einmal sein Bruder, ohngeachtet sein körperlicher Zustand sich von Tag zu Tag verschlimmerte. So schmachtete der Arme sechsunddreißig Tage lang, bis es endlich seinem Bruder nach vieler Mühe gelang, ihm ein erträglicheres Gefängniß zu verschaffen; doch auch hier mangelte ihn frische Luft, weil das Gitterfenster mit einem hölzernen Verschlag versehen war.

Monate verflossen dem unglücklichen Crudeli ohne Freunde, ohne Bücher und Schreibmaterialien, in der schauerlichsten Abgeschiedenheit, wozu man ihm doch von

Zeit zu Zeit Hoffnung machte. Erst spät legte ihm der Inquisitor ganz unerwartet die Frage vor: was er von der Gesellschaft der Freimaurer wisse? — Crudeli antwortete: Nichts!

Da ihm auf diese Art nicht beizukommen war, so gewann man einen schlechten Kerl, welcher aussagte, er habe den Crudeli und andere Freimaurer im Hause des Baron von Stosch gesehen, wo sie die schrecklichsten Dinge wider die Religion und die Regierung theils gesprochen, theils gethan hätten; allein selbst dieser Mensch widerrief diese heillose Aussage bald auf das Bestimmteste.

Ein ganzes Jahr verfloß und erst dann brachten es seine Freunde, indem sie sich nach Rom wendeten, dahin, daß Crudeli sich vertheidigen durfte; allein das nützte ihm wenig, denn der Inquisitor verfälschte die Protokolle, ließ Alles weg, was dem Gefangenen günstig hätte seyn können, und zog den Prozeß in eine solche Länge, daß ein Ende desselben gar nicht abzusehen war. Indessen verschlimmerten sich die Gesundheits-Umstände Crudelis dergestalt, daß die Aerzte erklärten, sein Leben werde in Gefahr kommen, wenn nicht der Verschlag von dem Fenster weggenommen und frische Luft einzuathmen gestattet würde. Dazu hatte der Inquisitor keine Lust, schlug es sogar dem päpstlichen Nuntius ab, und erst da dieser drohte, erhielt Crudeli ein besseres Gefängniß und die Erlaubniß, daß sein Bruder ihn besuchen durfte, und er endlich der Regierung ausgeliefert werden mußte. Am 20. August 1741 eröffnete man ihm in der Kirche zu San Pietro Schiragio sein Urtheil. Der Inquisitor dictirte ihm „freien Gewahrsam in seiner Vaterstadt Poppi, tausend Skudi Bürgschaft und für das erste Jahr ein zwölfmaliges Herbeten der sieben Bußpsalmen."

So entkam er zwar den Händen der Inquisition; allein durch die lange Einkerkerung ungemein geschwächt, lebte er nicht mehr lange und nach kurzer Zeit machte die Schwindsucht seinem Leben ein Ende.

39.

Theodor Beza.

Die kleine Stadt Genf ist durch die Reformation zu einem hohen Flor, und zugleich zu einer erstaunenswürdigen Celebrität erhoben worden. Sie war der Centralpunkt der reformirten Kirche, der Zufluchtsort vertriebener Protestanten und die Pflanzschule, von welcher Prediger und Missionarien in die verschiedenen Länder Europas ausgingen. Daß aber Genf auf diese Stufe sich hob, war das Werk zweier Männer — Calvin's und Beza's.

Calvin hatte in Genf mit großer Anstrengung eine neue Kirchenverfassung und eine strenge Sittenzucht eingeführt, und regierte durch sein überwiegendes Ansehen sowohl die Genfer Kirche als den kleinen Freistaat. Ihm stand Theodor von Beza als Freund und Gehülfe zur Seite, ausgerüstet mit den mannigfaltigsten Geistesfähigkeiten und Kenntnissen, und unermüdet thätig für die Sache seiner Partei. Bald vertheidigte er die Lehren und Handlungen Calvins in Streitschriften, welche sich durch lebhaften Witz und beissendes Salz von den meisten polemischen Schriften unterschieden. Bald vollendete er die von Clemens Mocot angefangene poetische Uebersetzung der Psalmen, welche in Frankreich ungemeinen Beifall fand, und zur Ausbreitung der Reformation nicht wenig beitrug. Bald war er auf Reisen, um entweder als geschickter Unterhändler der französischen Protestanten die Fürsprache und den Beistand deutscher Fürsten auszuwirken, oder um in Frankreich selbst den bedrängten Hugenotten Muth und Standhaftigkeit einzuflößen, und ihrer Kirchenverfassung Festigkeit zu geben.

Die glänzendste Epoche in Beza's Leben war seine Erscheinung auf dem Religionsgespräche zu Poissy im Jahr 1561, wo die geschicktesten Männer beider Religionstheile gegen einander auftraten, ohne sich zu belehren. Beza war eine der wichtigsten Personen in dieser Versammlung. Mit kühner Standhaftigkeit behauptete er seine Sätze in Gegenwart des ganzen französischen Hofes,

des jungen Königes Karls des Neunten, der Königin Mutter und der Prinzen von Geblüte. Als er in der Lebhaftigkeit der Disputation über die wirkliche Gegenwart beim Abendmahle sich des Ausdrucks bediente, der Leib Jesu Christi sei, wenn von dem Orte die Rede wäre, vom Abendmahle so weit entfernt, als der Himmel von der Erde, beschuldigten der Kardinal Tournon und seine übrigen zahlreichen Gegner ihn der Gotteslästerung. Man wollte davon den Anlaß nehmen, dem Gespräche ein Ende zu machen; doch dieser Angriff gegen ihn war ohne Folgen.

Als achtzigjähriger Greis wurde Beza noch von dem französischen Könige Heinrich dem Vierten ehrenvoll ausgezeichnet. Der König, der in die Nähe von Genf kam, fragte ihn unter andern, was er wünschen möchte? „Mein einziger Wunsch ist," antwortete er, „Frankreich in Frieden zu sehen." „Er erhielt von dem Könige Begünstigungen für die Reformirten in Lyon, und ein Geschenk von 500 Thalern.

Der Druck der Zeiten hatte den Rath von Genf genöthigt, zwei akademische Lehrstühle eingeben zu lassen. Unbezahlt und ohne in seinen übrigen Geschäften etwas zu versäumen, besorgte der mehr als siebenzigjährige Beza die dahin gehörenden Vorträge, und man kann ihn als den Begründer dieser Anstalt ansehen, aus welcher viele vorzügliche Männer hervorgegangen sind, denen er seinen Geist mittheilte, und durch sie denselben auch auf spätere Geschlechter fortpflanzte. Auch als Prediger war er sehr beliebt, führte dabei einen ausgedehnten Briefwechsel, und wußte immer noch Zeit zu gewinnen, um viele Schriften herauszugeben. Am wichtigsten sind darunter seine Arbeiten über das neue Testament. Wenn er in der Kritik desselben nicht nach festen Grundsätzen verfuhr, und mancherlei Fehler beging, so bleiben doch seine kritischen Verdienste in einem Zeitalter gesichert, wo diese Wissenschaft kaum angefangen hatte, ihre ersten Schritte zu thun. Seine Erklärungen des neuen Testaments waren bis auf Hugo Grotius die vorzüglichsten, die man hatte.

Der in mehreren Hinsichten große Mann gab aber auch manche große Blößen. Seine jugendlichen Gedichte

verschafften ihm zwar den Ruhm eines der besten lateinischen Dichter seiner Zeit, machten aber durch muthwillige und schlüpfrige Züge einen seltsamen Kontrast mit der Sittenstrenge der Genfer Kirche, an deren er stand, und wurden ihm häufig genug von seinen Feinden zum Vorwurf gemacht. Sein Eifer wider Gegner ging oft über alle Grenzen der Mäßigung hinaus. Mit großer Bitterkeit verfolgte er den wackern Sebastian Castellio, welcher eine zierliche, nur zuweilen verkünstelte Bibelübersetzung geliefert hatte, und die Calvinische Prädestinationslehre nicht annehmen wollte. Unprotestantisch, und zugleich für die Protestanten gefährlich, war der Lehrsatz, welchen er behauptete, daß die Obrigkeit verpflichtet sei, Ketzer am Leben zu strafen. Doch mäßigte er in spätern Jahren seine Hitze; und strich in den letzten Ausgaben seiner Schriften die schneidendsten und härtesten Stellen weg. Als auf das grundlose Gerücht von seinem Tode, die Jesuiten ausbreiteten, er habe sich noch vor seinem Ende zum katholischen Glauben bekannt, antwortete er ihnen in einem Spottgedichte, welches, obgleich gemäßigter, wieder an den Geist seiner jugendlichen Schriften erinnerte. Er starb den dreizehnten Oktober 1605, in einem Alter von 86 Jahren.

40.

Der Bischof Camus.

Zu den französischen Bischöfen, die sich unter ihren Standesgenossen durch manche originelle Züge und lobenswürdige Eigenschaften auszeichneten, gehört Jean Pierre Camus, der zu Paris am dritten November 1582 geboren war. König Heinrich der Vierte ertheilte ihm das Bisthum Belley, und er zeigte sich dieser Auszeichnung vollkommen würdig.

Camus eiferte mit der unbefangensten Offenheit für alles, was er für gut und wahr hielt, und sprach gegen das, was ihm Thorheit oder Laster dünkte, mit einer Stärke und Freimüthigkeit, die nicht selten an das Un=

anständige und Pöbelhafte grenzte. Diesen Ton erlaubte er sich insonderheit in seinen Predigten. Als er einst in Gegenwart der Reichsstände, am ersten Adventssonntage 1614, öffentlich sprechen mußte, trug er kein Bedenken, den Repräsentanten der Nation ganz unumwunden zu sagen: „Was würden unsere Väter gesagt haben, wenn sie gesehen hätten, daß ritterlich, Aemter von Weibern und Kindern in der Wiege verwaltet werden? Was bleibt nun noch übrig? Nichts weiter, als daß man, gleich jenem alten Kaiser, Pferde in den Senat treten lasse? Und warum geschieht das nicht? Weil so viele — Esel in demselben erscheinen.“

Doch wußte Camus auch leiser zu treten. Als er einst vor einem gewissen Erzbischofe predigte, redete er ihn also an: „Gnädiger Herr, wenn ich mir Ihren Kopf vorstelle, so glaube ich immer, eine große Bibliothek zu sehen. Auf der einen Seite sehe ich die Schriften des heiligen Augustinus und des heiligen Hieronymus; auf der andern die Bücher des heiligen Chrysostomus, und — einen weiten Platz, um noch andere hineinzustellen.“

Gegen niemand eiferte der Bischof Camus, sowohl in seinen Predigten als in seinen Schriften, heftiger, als gegen die Mönche. Dieß that er zu einer Zeit, wo solche Angriffe bedenklich und gefährlich waren, weil die Mönche am Hofe mächtige Beschützer hatten. Aber furchtlos trat Camus auf, und nannte einst in einer Predigt, die er bei den Franziskanern hielt, frei und trocken, die Söhne des heiligen Franciskus einen Haufen von vierzigtausend Faullenzern. Ein andermal sagte er: „Jesus Christus speisete mit fünf Broden und drei Fischen nur drei tausend Menschen, und nur einmal in seinem Leben; aber der heilige Franciskus nährt mit einigen Ellen groben Tuchs, durch ein beständiges Wunder, alle Tage eine Legion Tagdiebe.“

Durch solche derbe Angriffe setzte Camus nicht allein die Bettelmönche, sondern alle Orden gegen sich in Bewegung. Sie ließen kein Mittel unversucht, ihn zum Schweigen zu bringen, und sich an ihm zu rächen. In dieser Absicht wandten sie sich an den damaligen Minister,

den Kardinal Richelieu, und bestürmten ihn unaufhörlich, den verhaßten Mann zur Ordnung zu bringen. Richelieu, um des Dringens der lästigen Mönche los zu werden, machte ihm Vorstellungen. „Ich finde an Ihnen, mein lieber Bischof," sagte er zu ihm, „gar nichts zu tadeln. als nur die allzugroße Hitze, womit sie gegen die Mönche zu Felde ziehen. Außerdem würd' ich Sie kanonisiren, wenn ich könnte." — „Ach, daß Sie es könnten," erwiederte Camus, „dann hätten wir beide unsern Wunsch erreicht: Sie würden dann Pabst, und ich ein Heiliger seyn."

Camus schrieb mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit. Ob er gleich die mannigfaltigen Pflichten seines Amtes auf Pünktlichste erfüllte, so fand er doch noch Zeit, über mannigfaltige Gegenstände Schriften zu verfertigen, deren Zahl über zweihundert steigt. Sein Styl verräth zwar die Eile, mit der er schrieb; aber er ist überströmend, lebhaft und voller Bilder. Am liebsten las man seine geistlichen Romane. Nachdem er zwanzig Jahre lang als Bischof von Belley unermüdet thätig gewesen war, und mehrere Beförderungen ausgeschlagen hatte, legte er seine Würde nieder, und nahm die Stelle eines Abts zu Aunay in der Normandie an. Um seinen apostolischen Eifer zu benutzen, bewog ihn der Bischof Harlay von Rouen, das Amt eines Generalvikars zu übernehmen. Mit neubelebter Thätigkeit sorgte er für die Armen, tröstete die Kranken, ordnete Missionen an, und predigte sehr oft. Endlich faßte er den Entschluß, seinen Aufenthalt in dem Hospital der Unheilbaren zu Paris zu nehmen, und den Rest seiner Tage dem Dienste der Armen zu widmen. Da ihm aber der König das Bisthum Arras übertrug, so unterwarf er sich diesem Befehle, allein als er sich in seine Diöcese begeben wollte, starb er den 26. April 1652. Nach seinem Wunsche wurde er in der Kirche der Kirche der Unheilbaren beerdigt.

41.

Johann Rist.

Zu den fruchtbarsten geistlichen Liederdichtern gehört Johann Rist, der 1697 zu Pinneberg im Holsteinischen geboren war, 1767 als mecklenburgischer Kirchenrath starb. Viele seiner geistlichen Lieder, deren er 609 verfertigte, sind freilich nicht viel mehr als andächtige Tändeleien oder wässerige Reime, ohne wahren innern Gehalt. Selbst in den wenigen besseren stößt man oft auf Bilder und Ausdrücke, die sich durchaus nicht mit dem Tone eines guten Kirchenliedes vertragen. Das größte Verdienst seiner Kirchenlieder besteht darin, daß sie leicht gereimt und leicht verständlich sind. Seine übrigen Versuche in Schäfergedichten und im Lustspiele haben alle Fehler seiner geistlichen Lieder; ja sie sind zum Theil noch langweiliger und leerer an Empfindung.

Schon frühe, da Rist noch auf der Schule war, verfertigte er Freuden-, Trauer- und andere dergleichen Schauspiele, die sogar in Hamburg auf öffentlicher Bühne vorgestellt wurden. Noch früher äußerte sich bei ihm eine sehr große Liebe zum Zeichnen und Malen, eine Liebhaberei, die Eltern und Lehrer keineswegs begünstigten.

Einst saß der Knabe eben auch und zeichnete, als sein Vater, welcher Prediger war, in das Zimmer trat, und ihm das Zeichnen nachdrücklich verbot. Und kaum hatte sich dieser wieder entfernt, so erschien auch der Präceptor, und schlug ihn sogar deswegen. Rist kehrte sich aber hieran nicht, sondern nahm an einer Mittwoche, als er eben Urlaub hatte, einen großen Foliobogen, ging damit in den Garten, zeichnete seinen Vater mit Kragen und Mantel darauf, und befestigte das Bild, in Abwesenheit desselben, an dessen Studirstube. Der Prediger kam zurück, sah das Bild, und es gefiel ihm. Er rief seine Frau und den Präceptor herbei, zeigte ihnen das Bild und erklärte zugleich, daß er sich von diesem Augenblicke an entschlossen habe, seine beiden Söhne täglich

eine Stunde im Zeichnen unterrichten zu lassen. Dieß hatte nicht nur die Wirkung, daß in der Folge aus Rist's Bruder ein Kupferstecher wurde, sondern es war auch Risten ungemein nützlich, als er sich in der Folge auf die Mathematik legte.

Rist hat sehr viele, besonders architektonische Zeichnungen verfertigt, die nicht schlecht gewesen sein müssen, weil man die beiden Folianten, in welchen sie sich befanden, und die ihm im Kriege genommen wurden, bei einem sehr angesehenen Generale wieder fand. Auch noch als Prediger pflegte er die Malerei die allere delste Belustigung zu nennen, und war auch Willens selbst einen Traktat von der Zeichenkunst herauszugeben, welches aber unterblieb. Der damalige berühmte kaiserliche Kammerkünstler, Daniel Neuberger, und der berühmte Matthäus Merian waren seine vertrautesten Freunde, nnd beschenkten ihn mit ihren Kunstwerken, die ihm aber eben sowohl als seine andern Gemälde und gegossenen und geschnitzten Bilder von den Feinden verdorben wurden. Sobald Rist's Sohn des Unterrichts fähig war, mußte er gleichfalls zeichnen lernen.

42.

Der Dichter Lainez.

Alexander Lainez, zu Chimai im ehemaligen Hennegau um 1650 geboren, verrieth frühe ein glückliches Talent zur Dichtkunst, aber zugleich einen unglücklichen Hang zum müßigen Wohlleben und sinnlichen Freudengenuß. Nachdem er von Reims, wo er eine zeitlang fleißig studirt hatte, nach Paris gekommen war, durchwanderte er einige Jahre lang Griechenland, Kleinasien, Egypten, Sicilien, Italien und die Schweiz als Kosmopolit, begab sich dann nach Chimai zurück, und lebte hier ein paar Jahre lang in der äußersten Abgeschiedenheit und Dürftigkeit.

Ganz unerwartet erhielt der Abbe Fautrier, Intendant zu Maubeuge, von dem Minister Louvois den Be-

ehl, mehrere Libelle, die in Flandern verbreitet worden waren, zu konfisciren, und wenn es möglich wäre, deren Verfasser und diejenigen, die sich dergleichen gesetzwidrige Umtriebe hätten zu Schulden kommen lassen, zu verhaften.

Die geheimen Polizeiagenten hatten dem Abbe Fautrier schon längst die Anzeige gemacht, daß sich zu Chimai ein Mann aufhalte, der fast nie sein Zimmer verließe, und sich beständig mit Schreiben beschäftige. Fautrier trieb seinen Diensteifer so weit, daß er sich sogleich selbst mit einem Detachement von fünfzig Bewaffneten nach Chimai begab, die Wohnung des Verdächtigen besetzen ließ, und dann selbst unter sicherer Begleitung in dessen Zimmer drang. Er fand Lainez in einem alten zerrissenen Schlafrock, und rund um ihn her eine Menge Papiere. Die letzteren wurden sogleich mit Beschlag belegt, und auf das Genaueste durchgelesen. Man fand aber darin nur ganz unschuldige geistreiche kleine Aufsätze über verschiedene Gegenstände, und allerliebste Verse. Lainez war bis zu Beendigung dieser Untersuchung streng bewacht worden. Jetzt eilte der Intendant zu ihm, umarmte ihn und sagte: daß er zu Chimai keineswegs an seinem rechten Platze sey, und mit ihm nach Maubeuge kommen solle. Lainez erwiederte ganz unbefangen: „das wird nicht gut gehen, ich habe nichts weiter, als diesen alten Schlafrock.“ — „Steigen Sie immer nur so in meinen Wagen,“ sagte Fautrier; „in drei Tagen sollen Sie die nöthigen Kleider und alles Uebrige haben, was Sie brauchen.“

Lainez mußte gehorchen, und hatte seit dieser Zeit an dem Intendanten einen vorsorgenden Freund. Seinen gewöhnlichen Aufenthalt hatte er zu Paris, hielt sich aber auch einige Zeit in Holland auf, um den berühmten Boyle kennen zu lernen, dessen philosophischen Skepticismus er theilte. Er besaß überhaupt viel und mancherlei gründliche Kenntnisse, verstand das Griechische, Lateinische, Spanische und Italienische, und schrieb selbst ein griechisches Gedicht zum Lobe Homers. Seine französischen Gedichte, meistens Lieder, Madrigale u. dgl., zeichnen sich durch eine lebhafte und lachende Phantasie und muntern

Witz aus. Selbst die Großen und angesehene Staatsmänner liebten den Umgang des geistreichen Mannes, der aus seinen Reisen vielen Gewinn gezogen hatte, und mit seltener Unbefangenheit jedem sich hingab. Der Wein und eine gute Mahlzeit gingen ihm über Alles; aber immer verband er damit Liebe zu den Wissenschaften. Als er einst eine Nacht durchschwärmt hatte, sah man ihn nicht ohne Verwunderung, von der lustigen Tischgesellschaft hinweg, am frühen Morgen in die königliche Bibliothek gehen. Er sagte aber:

Regnat nocte calix: volvuntur biblia mane:
Cum Phoebo Bacchus dividit imperium.

In einem Alter von sechzig Jahren, den 18. April 1742, starb er zu Paris.

43.

Johann Baptista de Boyer, Marquis d'Argens.

Als Gesellschafter Friedrichs des Großen, und als geistreicher, witziger Schriftsteller ist der Marquis d'Argens allgemein bekannt. Unter allen Franzosen, die der große König kennen lernte, schätzte und liebte er diesen am meisten und längsten; keinem bewies er mehr Freundschaft, und keinem entdeckte er sich so offen und unverholen als ihm. Der Marquis verdiente aber auch diesen Vorzug durch seine gutmüthige, sanfte, und selbst in gewissen Schwachheiten liebenswerthe Denkart.

Reich an Abentheuern war das frühere Leben d'Argens, der 1704 aus einem alten adelichen Geschlechte zu *Aix in* Provence geboren war. Sein Vater, Generalprokurator des Parlaments, widmete ihn, als den ältesten seiner fünf Söhne, den Wissenschaften. Der Soldatenstand gefiel ihm aber besser, und schon in seinem vierzehenten Jahre nahm er bei einem Regimente in Strasburg Dienste. Als er nach einigen Jahren bei seinen Eltern zum Besuche in Aix war, verliebte er sich in eine Schauspielerin, und

floh mit ihr nach Jonquieres in Spanien, um sich dort trauen zu lassen. Da der Pfarrer vor der Trauung ein Zeugniß verlangte, daß er noch unverheirathet sei, so verzog sich die Sache, und die Folge davon war, daß der Flüchtling entdeckt und die Geliebte in ein Kloster gesperrt wurde. In der Verzweiflung wollte sich d'Ar=bens das Leben nehmen; er machte Kugeln von zer=stoßenem Glas und spanischem Schnupftabak, und hatte schon eine davon verschluckt, als es zum Glück seine Freunde gewahr wurden, wie er die zweite nehmen wollte. Man gab ihm sogleich Arznei und er wurde zwar wieder hergestellt, allein lange Zeit empfand er die schlimmen Wirkungen der begangenen Thorheit.

Sechs Monate hatte d'Argens zur Strafe für seine unbesonnene Flucht, im Gefängnisse zu Perpignan zu=gebracht, als er endlich die Erlaubniß erhielt, den fran=zösischen Gesandten Andresel nach Konstantinopel zu be=gleiten.

Schon nach Verfluß einiger Monate kam d'Argens nach Frankreich zurück. Bei seinen ungemeinen Fähig=keiten brachte er es bald dahin, daß er mit Glück ad=vociren konnte. In dieser Zeit schien er einen festen Ge=schmack an Künsten und Wissenschaften zu gewinnen; er studirte Sprachen und Philosophie, legte sich in Neben=stunden auf Tonkunst und Malerei, und machte in bei=den ziemliche Fortschritte. Allein unvermuthet fesselte ihn eine Sängerin so sehr, daß er seine Heimath und seine Bestimmung verließ, und mit der Syrene nach Mar=seille entwich. Da er sich von ihr betrogen sah, ging er nach Paris, trieb Musik, Zeichen= und Malerkunst, und gewann einst im Spiel sechstausend Franken. Dieses Geld wandte er zu einer Reise nach Rom an, wo er drei Monate blieb und alles Merkwürdige besah. Auch hier spielte ihm die Liebe einen schlimmen Streich, der ihn beinahe das Leben gekostet hätte. Er kam nach Frankreich zurück, nahm abermals Kriegsdienste, und da ihn ein Sturz mit dem Pferde in seinem dreißigsten Jahre zum Soldaten untüchtig machte, so ergriff er statt des Degens die Fe=der, und schrieb Romane und allerlei witzige Schriften, die mit Beifall gelesen wurden. Dadurch wurde er dem

Könige Friedrich von Preußen bekannt, der ihn nach seiner Thronbesteigung zu sich rief, mit einem ansehnlichen Gehalt zu seinem Kammerherrn, und 1744 zum Direktor der Klasse der schönen Wissenschaften bei der königlichen Akademie zu Berlin ernannte.

Fünf und zwanzig Jahre lebte d'Argens in der Nähe des Königs zu Berlin und Potsdam, wiewohl das Hofleben seiner Neigung nicht sonderlich entsprach. Immer sehnte er sich nach einem ruhigen und unabhängigen Leben; aber erst kurz vor seinem Tode wurde ihm dieses Glück zn Theil. Er begab sich in seine Vaterstadt Aix, und starb 1770 bei seiner Schwester, der Baronesse de la Garde, auf ihrem Schlosse unweit Toulon. Der König ließ ihm in einer Kirche seiner Vaterstadt ein marmornes Denkmal setzen; aber die bestimmte Inschrift: Veritatis cultori et assertori durfte damals nicht eingegraben werden, weil d'Argens in den Augen der Geistlichkeit für einen Religionsspötter galt. Wo er sich in seinen Schriften über die Religion ausließ, waren es aber hauptsächlich entweder Satzungen der Schule, Einfälle und Widersprüche der Kirchenväter, nutzlose Lehrzwiste, geheiligte Sagen und Mährchen, oder mürrische Andachten, oder klösterlicher Sittenzwang, oder Pfaffenstolz, Verfolgungssucht und Pöbelwahn, was er belachte, zuweilen mit der schalkhaften Miene eines ernsten Ehrenretters seiner Kirche, oft in einseitiger Ansicht der Dinge, fast immer in Wiederholung fremder Gedanken. Gründliche Gelehrsamkeit besaß er eigentlich nicht, aber viel Belesenheit, selbst in den Kirchenvätern, und in seinen Urtheilen ist er ein Kind des Zufalls, veränderlich und unzuverläßig. Von seinen Werken, die im Jahr 1768 in 24 Bändchen, obgleich wohl nicht alle, zusammen gedruckt wurden, sind die bekanntesten und gelesensten, seine cabbalistischen Briefe, Beiträge zur Geschichte des Geistes und Herzens, philosophische Träume u. e. a.

Als Gesellschafter war der Marquis ungemein lebhaft und unterhaltend, wiewohl er, bei dem besten Herzen, allerlei sonderbare Launen und Eigenheiten hatte. Eine Hauptbeschwerlichkeit im Umgange mit ihm war, daß er, als ein sehr eingebildeter Kranker, in der größ=

ten Hitze des Sommers, so wie andere im Winter, angezogen, immer unter verschlossenen Stubenfenstern und Thüren, wie eingesperrt war. Vor Gewittern fürchtete er sich eben so sehr, als vor dem Tode.

So wenig der Marquis in jüngern Jahren ökonomisch gewesen war, so ein strenger Haushalter wurde er im späteren Alter. Selbst die Lichter, den Zucker und andere häusliche Bedürfnisse hatte er in eigener Verwahrung. Niemand hatte mehr Gewalt über ihn, als sein alter Bedienter. Nicht nur im Hause, sondern selbst am dritten Orte, nahm ihm dieser, wenn er vielleicht mit dem besten Appetite aß, ohne weitere Umstände den mit Speisen gefüllten Teller weg. Wenn etwa der Wirth dagegen protestiren wollte, so nahm der Marquis seinen Jean in Schutz, versicherte, dieser wisse am besten, wie viel ihm von Speisen zuträglich sey, und seiner Sorgfalt verdanke er es, daß er mit mancher Unpäßlichkeit verschont worden sey. Oft kam er in einem halben Jahre nicht aus dem Hause. Sein großes Vergnügen war es, oft seine Freunde, die er gerne um sich hatte, auf frugale Mahlzeiten bei sich zu sehen, und er war sehr ungehalten, wenn seine Einladung nicht angenommen wurde.

Die Gemahlin des Marquis war eine eben so gebildete als gutmüthige Dame. Während des siebenjährigen Krieges, da sie mit ihrem Gatten in dem königlichen Schlosse in Sansouci wohnte, veranstaltete sie eines Tages in der Gärtnerwohnung einen Familienball. Der Marquis wollte dem Balle nicht beiwohnen, entweder weil ihm das Wetter nicht heiter genug war, oder um die Zeit zum Studiren anzuwenden. Er überließ daher das Vergnügen des Tanzes seiner Familie, studirte in seinem Zimmer wie gewöhnlich, legte sich aber dießmal ziemlich zeitig zu Bette. Wahrscheinlich hatte er in einem Buche vor Kurzem wieder etwas von der Schädlichkeit kupferner Geschirre gelesen. Halb im Schlafe fällt ihm dieses plötzlich ein. Seine Phantasie verfolgt den Gedanken, und spinnt ihn immer weiter aus.

Aengstlich für seine Gesundheit besorgt, kommt er auf den Einfall, den Zustand seines Küchengeschirrs mit eigenen Augen zu untersuchen, damit er erfahre, ob er

künftig ohne Gefahr aus seiner eigenen Küche speisen könne. Er klingelt seinem Bedienten; aber dieser hat sich ebenfalls zum Balle hingeschlichen. Der Marquis springt aus dem Bette, wirft einen Schlafrock über, nimmt ein angezündetes Licht in die Hand, und begibt sich in die Küche. O Schrecken! da stehen nicht nur mehrere kupferne Geschirre, sondern der Suchende findet auch in einem dieser Geschirre die Ueberbleibsel eines Ragout, von welchem er sich noch diesen Mittag gespeist zu haben erinnert.

Der Marquis hatte schon öfters gegen seine Gemahlin über die Schädlichkeit des Kupfergeschirres sich geäußert, und sie dringend gebeten, diese Geschirre ganz abzuschaffen; auch hatte diese ihm versichert, daß das längst geschehen sey. Höchst erbittert über diese Falschheit, wie es der Marquis nannte, läuft er, ohne an seinen leichten Anzug zu denken, durch den Garten hindurch nach der Wohnung des Gärtners, verliert noch unterwegs beide Pantoffeln, eilt gerade nach dem Ballsale und tritt, das Kasserol mit Ragoutresten in der einen Hand haltend, in das Ballzimmer. Die Angst malt sich in einer jeden seiner Geberden und preßt ihm den lauten Schrei aus: „Ich bin vergiftet!“ Die Gesellschaft erschrickt, fragt, bedauert, will das Nähere wissen, will helfen und alle schreien durcheinander. Jedoch der ergrimmte Marquis überschreit sie alle, hört auf nichts, was man ihn fragt, wendet sich an seine Gemahlin, mit welcher er sonst sehr zufrieden lebte, und hält ihr eine höchst scharfe und nachdrückliche Strafpredigt über ihren Leichtsinn und die Nachlässigkeit des Kochs. Lange konnte man den Zornigen nicht besänftigen. Man machte ihn endlich auf die Folgen seines leichten Anzuges zur Nachtzeit aufmerksam. Darüber erschrack der arme Marquis nun wieder so sehr, daß er sogleich seinen Straffermon abbrach, sich geduldig in einige Betten einwickeln, und in sein Schlafzimmer zurücktragen ließ. Am folgenden Morgen war zwar die Zornhitze verraucht und die Furcht vor Vergiftung verschwunden; aber das verhaßte Kupfergeschirr mußte für immer aus der Küche entfernt werden.

Sehr ungern gab Friedrich dem Marquis im Jahr 1765 Urlaub zu einer Reise in seine Heimath, weil er voraus sah, daß die Sonne der Provence für seinen Kammerherrn, den Frostigsten aller Sterblichen, mächtige Reize haben. daß er sich dort einnisten und höchst ungern wieder umkehren würde. Das alles traf ein. Dem Könige war die Entfernung seines Lieblings sehr schmerzlich, und er ersann ein eigenes Mittel, um ihn wieder in seine Nähe zu bringen. Er überschickte dem Kammerdiener des Marquis mehrere Exemplare einer Druckschrift, mit dem Befehl, eines davon auf den Kaminsims seines Herrn zu legen. Diese Druckschrift war ein angeblicher Hirtenbrief des Erzbischofs von Aix, wider die Schriften des Marquis gerichtet.

Das Mittel that die gewünschte Wirkung. Aufgeschreckt durch den furchtbaren Hirtenbrief, schnürte der Marquis schnell seinen Bündel, und fuhr, ohne ein Wörtchen davon zu verrathen, über Hals und Kopf nach Potsdam. Bei seiner Durchreise durch Frankreich veränderte er sogar seinen Namen. In jedem Gasthofe, wo er gegen Abend einkehrte, trug der Kammerdiener dafür Sorge; durch den Wirth dem Marquis ein Exemplar des Hirtenbriefes, als Tagesneuigkeit, einhändigen zu lassen, was dann den Marquis immer heftiger anspornte, ein Land zu erreichen, das zwar keine so schöne Sonne, als die Provence, aber auch keine Bischöfe und Hirtenbriefe aufzuweisen hat. Das Dokument, welches den Marquis nach Berlin jagte, beweist, daß, wenn Friedrich nicht die einzige, in dieser Welt ihm gebührende Stelle bereits eingenommen hätte, er noch Mittel gefunden haben würde, unter den Prälaten der gallikanischen Kirche, durch seine Theologie und die Salbung seiner Rede, sich mächtig hervorzuthun.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

STADTBIBLIOTHEK ...SBURG

Bibliothek
des
Frohsinns,
oder
10,000
Anekdoten, Witz- und Wortspiele, Travestieen und Parodieen, Epigramme, Räthsel, humoristische Aufsätze und Curiosa aller Art,

in Prosa und Versen

redigirt von

Prof. Dr. J. M. Braun.

IIte Section.

Anekdoten von Gelehrten u. s. w.

Viertes Bändchen.

Stuttgart 1839.
Franz Heinrich Köhler.

Anekdoten von Gelehrten

und

riositäten der Literatur.

Viertes Bändchen.

Stuttgart:
Franz Heinrich Köhler.

1839.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Anekdoten von Aerzten u. s. w.

Fortsetzung.

1.

Fabriz Hildan, ein sehr geschickter und berühmter Arzt, behandelte einen Kranken, dem ein eiserner Splitter in das Auge gekommen war. Er wendete mancherlei Mittel vergeblich an, und versuchte verschiedene Instrumente, um ihn herauszuziehen. Aber der Eisensplitter war so fein, daß man ihn mit keinem Instrument fassen konnte. Das Auge ward heftig entzündet, der Kranke gerieth in Gefahr. Die Frau des Arztes lächelte über ihres Mannes Verlegenheit und erbot sich, mit ihm eine Wette anzustellen; sie wollte den Kranken geschwind heilen; sie überträfe ihn, den wegen seiner Kunst allgemein geschätzten Wundarzt, weit an Geschicklichkeit, sie wisse ein Mittel, um den fatalen Splitter herauszuziehen. Fabriz Hildan, der diesen Fall selbst beschreibt, erstaunte über ihr Versprechen. So wenig er seiner Frau zutrauen konnte, daß sie in seinem Fache mehr wissen sollte, als er, so entschloß er sich doch, bei ihr dießmal in die Schule zu gehen. Er nahm sie mit zu dem Kranken, dessen Zustand nun weit bedenklicher war, als vorher. Die neue Aerztin war ohne alle Verlegenheit, sie ersuchte ihren Mann, das Auge zu öffnen, und so viel als möglich die Augenlieder von einander zu halten. Hierauf zog sie einen wohlarmirten Magnet aus der Tasche, und führte ihn so nahe als möglich an der Oberfläche des Auges von einer Seite zur andern herum. In wenig Augenblicken sah man den Splitter gegen den Magnet zu fliegen.

2.

Eine Frau fiel ihrem König zu Füßen, und bat um Schutz gegen die allzu große eheliche Thätigkeit ihres Mannes, es würde ihr das Leben kosten, wenn er sich nicht mäßigte. Der König ließ den Mann vor sich kommen. Dieser erzählte ganz dreist, daß er alle Nächte gegen zehnmal über seine Frau triumphire. Der König verbot ihm, durch ein besonderes Rescript, bei Lebensstrafe, daß er sich nicht mehr, als sechsmal seiner Leidenschaft überlassen sollte, damit nicht endlich die gute Frau einem solchen Uebermaß von Zärtlichkeit unterliegen möchte.

In der Geschichte findet man noch ein Beispiel von dem, was männliche Kraft vermag: Es ist ein Brief von dem Kaiser Proculus an einen seiner Lieblinge, er schreibt ihm: er habe hundert Mädchen gefangen bekommen, von denen in der ersten Nacht zehn in seinen Armen die süßesten Freuden, die nur die Liebe geben kann, genossen, und in fünfzehn Tagen hätten sie alle ein gleiches Schicksal gehabt.

3.

Einer der fürchterlichsten Zufälle bei der Wassersucht ist der unauslöschliche Durst. Einen wassersüchtigen Mönch hatte man eingeschlossen, um ihm alle Gelegenheit zum Trinken zu benehmen. Allein er täuschte seine Wächter. In einer Nacht, da ein starker Regen fiel, stand er auf, ohngeachtet er sich vorher kaum von der Stelle bewegen konnte, kroch an's Fenster, riß es auf. Nicht weit davon bemerkte er eine Dachrinne. Er wollte gern Wasser schöpfen, aber er konnte es nicht erreichen. Sein Gürtel schien ihm zu dieser Absicht bequem zu seyn. Er warf das eine Ende desselben in die Dachrinne und hielt das andere in seinem Munde. So diente ihm seine Leibbinde zu einem Kanal, wodurch er eine Menge Wasser erhielt. Er schöpfte fünf Stunden, so lange es regnete, so entsetzlich viel Wasser, daß er endlich ohne Bewußtseyn und Empfindung zu Boden fiel. Als man früh in seine Zelle trat, fand man ihn sterbend, und wirklich starb er einige Minuten darauf.

4.

Besser ging es einem jungen Landmann. Er bekam nach einem länger als zehn Monat anhaltenden Quartalfieber die Wassersucht. Sein Durst war unversiegend. Die Eltern versagten ihm, aus der guten Meinung, seine Herstellung dadurch zu befördern, alles, wodurch er den Durst hätte stillen können. Eines Tages ist der Kranke allein im Hause. Er nimmt die Gelegenheit wahr, steht auf, und sucht überall Wasser. Aber umsonst! Sorgfältig hatte man alles Trinkbare bei Seite geschafft, ausgenommen ein Gefäß mit Lauge. Man bildete sich nicht ein, daß eine so widrige Sache Jemand zum Trinken reizen könne. Der junge Mensch macht sichs dennoch zu Nutze, fängt an zu trinken, und trinkt so viel, daß er nicht mehr bis an sein Bett kommen kann, sondern sich auf dem Boden herumwälzt. Die Mutter kommt einige Zeit darauf hinzu, und findet ihn in dem schrecklichsten Todeskampf. Sie holt sogleich einen Arzt, der ihn schon sterbend trifft. Der Arzt ergreift das nächste Mittel, läßt ihm eine Suppe mit einem halben Glase guten Wein bereiten. Dieses einfache Mittel wirkt wie die stärkste Purganz. Der Kranke bekommt solche ungeheure Ausleerungen nach oben und unten, daß wer es nicht mit Augen gesehen hat, nicht glauben würde, wie sich der Arzt ausdrückte, von dem diese Beobachtung entlehnt ist. Nach diesen Ausleerungen schlief der Kranke eine Stunde. Nun bekam er kräftige Arzneien. Nach dem Schlaf schwitzte er so über alle Maaßen, daß man binnen sechs Stunden sechs und dreißigmal seine Wäsche wechseln mußte. Ohngeachtet dieser entsetzlichen Ausleerungen ging der Urin in großer Menge ab, der Leib fiel sogleich zusammen, das viertägige Fieber verlor sich; in kurzem war der Kranke vollkommen hergestellt.

5.

Binninger, Leibarzt des Herzogs von Würtemberg, sah in Montpellier einen sanguinischen starken Menschen von sechs und zwanzig Jahren plötzlich zur Erde niederstürzen. Er hatte Schaum vor dem Munde, die Finger waren eingebogen. Er schien in eine gänzliche

Erstarrung verfallen zu seyn, welche er von Zeit zu Zeit durch ausgestoßene Seufzer unterbrach. Nachdem er sich einige Augenblicke in diesem Zustande befunden hatte, schlug er die Augen auf, und bemühte sich aufzustehen, fiel aber wieder in seine vorige Schlafsucht zurück. Ein Soldat behandelte diesen Menschen auf eine besondere Art: er hielt eine geladene Pistole dicht an das Ohr des Kranken, und drückte sie los. Augenblicklich erhob sich der junge Mensch, und lief fort.

6.

Ein merkwürdiges Beispiel von dem Einfluß der Einbildungskraft erzählt **Heinrich Heer**. Eine adeliche Dame war viermal entbunden worden, und befand sich zum fünftenmal schwanger. Je näher sie dem Zeitpunkt ihrer Niederkunft kam, desto größer war ihre Todesfurcht: sie glaubte, es wäre ihre letzte Schwangerschaft. Die ganze Zeit über beschäftigte sie sich mit Todesbetrachtungen. Man suchte sie zu überzeugen, wie wenig ihre Furcht Grund habe, wie lächerlich, ja selbst wie gefährlich sie seyn könnte. Aber sie beharrte stets bei dem Gedanken: sie würde während dieser Schwangerschaft sterben. Gegen Ende des achten Monats machte sie ihr Testament, und einige Tage darauf fand man sie todt im Bette. Eine boshafte Wahrsagerin hatte sie gewarnet, sie sollte sich vor dem fünften Kinde hüten, sie würde in der fünften Schwangerschaft sterben. Diese Prophezeihung hatte ihre Einbildungskraft verwirrt.

7.

Eine Schusterfrau wurde eines Abends von ihren Freundinnen in einem Gewölbe, wo sie Leder wuschen, allein gelassen. Sie erschrack hier so heftig, sich plötzlich allein zu befinden, daß sie in ihrer Einbildung wähnte, das ganze Gewölbe stünde in Feuer, der nahe Bach sey übergetreten, sie wäre in einem Kahn, der im Begriff sey, nieder zu sinken, in der größten Lebensgefahr. Als sie sich wieder von diesem Schrecken ihrer Phantasie erholt hatte, kehrten ihre Freundinnen zurück. Von ungefähr reicht man ihr etwas Wein. Sie stößt das Glas mit einem überlaufenden Schauer von sich. Alle erstaunen

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Braun, J. M.

Bibliothek des Frohsinns, oder 1000 Anekdoten, Witz- und Wortspiele, Travestieen und Parodieen, Epigramme, Räthsel, humoristische Aufsätze und Curiosa aller Art in Prosa u. Versen
Bd.: II. Sect., 3

Stuttgart 1839

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 537 -II,3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11259293-0